Silvia.

Roman in vier Büchern

von

Karl Frenzel.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1875.

„Geschäfts" durfte er zufrieden sein. Ebenso fein wie großmüthig verstand es Bruno, dem Freunde die Unkosten der Reise zu vergüten.

Schmettow's Aufzeichnungen und Bemerkungen über die Gruben, seine Vorschläge zu ihrer besseren Ausnutzung behielten ihren Werth, obgleich die Verhandlung über den Hauptzweck seiner Sendung, den Kauf der Kohlenlager, bei seiner Ankunft in Berlin schon abgeschlossen war. Ruprecht konnte sich im ersten Erstaunen darüber nicht enthalten, Bruno Vorwürfe zu machen; er fand es jedem Geschäftsbrauch zuwider, daß man am Montag für zweimalhunderttausend Thaler kaufe, was man am Donnerstag für hundertfünfzigtausend Thaler erhalten müsse.

„Hat Sie gewiß bei dem Plebejerstolz gefaßt, dieser Graf Reinsberg", brummte er. „Alter Aristokratenkniff dem bürgerlichen Reichthum gegenüber. Ich hatte eine bessere Meinung von Ihnen, Herr Greif."

Um ihn zufriedenzustellen und das Geheimniß seiner Verlobung mit Irenen vor diesen Späheraugen noch eine Weile zu verbergen, übertrug ihm Bruno, im Verein mit seinem Rechtsanwalt die Angelegenheit des Verkaufs im Einzelnen zu ordnen. Ihm wie dem Grafen war es erwünscht, eine Mittelsperson in ihren Geschäften zu haben; die öffentliche Meinung konnte

dann doch nicht geradezu behaupten, daß Bruno Greif den Grafen Reinsberg aus arger Verlegenheit gerettet und als Lohn dafür die Hand der Gräfin Irene erhalten habe.

Diese Rücksicht gegen den Anstand und die Sitte bestimmte beide auch zu der Geheimhaltung der Verlobung. Es war Zeit genug, sie zu verkünden, wenn die Verhältnisse des Grafen keinen Gegenstand der Unterhaltung im Börsensaal mehr bildeten, sondern zu ihrer früheren Festigkeit und Sicherheit zurückgekehrt schienen. Irenens Stolz hätte zu heftig darunter gelitten, daß böse Zungen sie in unmittelbare Beziehuug zu einem Geldgeschäft gebracht; Bruno wollte die kurze Frist der ihm noch beschiedenen halben Freiheit dazu benutzen, unter irgend einem Vorwand Clara zur Abreise zu bewegen, ihr in der Ferne eine ruhige und ehrenvolle Stellung zu bereiten und schmerzbewegt einen schmerzvollen Abschied von ihr zu nehmen.

Wider Willen mußte er, von den dunklen Mächten des Lebens gezwungen, die Geliebte lassen, die widerwillig von ihm ging. Ob er den Muth haben würde, ihr Alles zu gestehen, wie er ihr das Traurige und doch Nothwendige mittheilen würde, noch hatte er keinen Entschluß gefaßt, aber er wollte vor allem nicht,

daß ein Anderer seinen Plan durchschaue und ihm zuvorkomme.

Niemand hatte er in dieser Beziehung mehr zu fürchten als den tollen Ruprecht, der seine Liebe zu Clara kannte, Vieles ausspürte, noch mehr errieth und in seiner Geschwätzigkeit halb absichtslos, halb aus Bosheit seine Wissenschaft ausplauderte. Wieder aber konnte er sich von diesem Manne, so unsympathisch er ihm in vielen Beziehungen war, nicht losmachen, und wenn er es gekonnt, würde er es jetzt nicht einmal gewollt haben. Schmettow's Willenskraft, die Art, wie er zuzugreifen und festzuhalten wußte, übte auf den schwankenden Charakter Bruno's ihre geheime Anziehungskraft aus.

„Dies ist ein Helfer in der Noth", sagte etwas in Bruno's Innerem zu Ruprecht's Gunsten. „Bewahre ihn dir."

Auch schmeichelte es ihm, einen Mann von solcher Begabung, mit einem so vornehmen Namen, der jetzt Alles that, seine Jugendsünden in Vergessenheit zu bringen, beinahe in seinen Diensten, das Talent desselben zu seiner Verfügung zu haben.

In Bruno's Beziehungen zu dem gräflichen Hause war keine auffällige Aenderung eingetreten. Daß er häufiger, als es sonst geschehen, seinen Besuch machte,

länger verweilte, oft den Abend über allein mit den Damen verbrachte, erregte höchstens die Neugierde der Dienerschaft. Hier wagten wohl einige vorlaute Stimmen ein keckes Wort, daß eine Verlobung in der Luft schwebe, aber mit sichtlicher Entrüstung wiesen die Kammerzofe Irenens und der Kammerdiener des Grafen den bloßen Gedanken einer solchen „Mesalliance" zurück. Um jedes Gerücht gleichsam im Keime, ehe es noch aus dem Palast in die Oeffentlichkeit gedrungen war, zu ersticken, kam zur gelegenen Zeit Kurt von seinem pommerschen Gute in die Stadt. Ein Brief seines Vaters hatte ihn herbeschieden; Kurt's Zustimmung zu ihrer Heirath sollte alle Zweifel unterdrücken, die sich noch je zuweilen in Irenens Seele regten. Da Bruno und Kurt schon vordem eine gewisse Neigung zueinander gefaßt hatten, konnte unter dem Deckmantel dieser Freundschaft der Verkehr der beiden Verlobten, unbeargwohnt von der Gesellschaft, fortgesetzt werden.

Trotz so vieler Vorsichtsmaßregeln, so dichter Schleier wäre die Wahrheit vielleicht Schmettow nicht entgangen, hätte er für Bruno's Hast und die Sucht, sich aus einem Vergnügen in ein anderes zu stürzen, nicht eine untrügliche Erklärung zu besitzen geglaubt. Es war so natürlich, daß die Liebe einem so gutmüthigen,

schüchternen Menschen arg zusetzte; Clara's Widerstand stimmte ihn schwermüthig und trieb ihn in eine verzweifelte Laune; ihre Willfährigkeit rief bei seiner Gewissenhaftigkeit andere Bedenklichkeiten auf. Die Ehe ist immer eine schlimme Fessel, und nun gar mit einem Mädchen, das in der Meinung der Gesellschaft so tief unter Bruno stand. Schmettow war der Ueberzeugung, daß der „arme Junge" nicht aus noch ein aus dieser Liebesgeschichte wisse und sich auch nicht getraue, ihm, dem erfahrenen Freunde, ein offenes Geständniß seiner „Dummheit" — wahrscheinlich hat er dem Mädchen die Heirath zugeschworen, schaltete Schmettow für sich selbst als Parenthese ein — abzulegen.

Um auch ohne Bruno hinter das Geheimniß zu kommen, war Ruprecht heute in dem Hause mit den grünen Jalousien erschienen. „Selbst ist der Mann", das war jenseits des Wassers Schmettow's Wahlspruch geworden; Alles, was uns wichtig dünkt, mit eigenen Augen sehen, das Greifbare mit der eigenen Hand anrühren und fassen: er wollte es auch in diesem Falle thun; mit der Kunde, die er sich selbst erworben, konnte er nach seinem Belieben schalten, Niemand war er dann Dank oder Schweigen schuldig.

Er fand Miß Wood zum Ausgehen gerüstet und ward über Erwarten gut aufgenommen. Ellen legte

den Mantel wieder ab und saß eine Weile neben Clara nieder. In dem Hause war Alles so still, das Zimmer von einem leichten Rosenduft durchhaucht wie damals, als er zum ersten Male es betreten. Clara's Augen leuchteten dunkler, ihre Lieder schienen ihm wie von Thränen geröthet. Aber das Gespräch floß ruhig fort; auch Clara betheiligte sich daran in ihrer klug verständigen Weise, sodaß Schmettow an seiner Betrachtung irre ward.

Ellen hatte nur wenig geredet, jetzt sagte sie:

„Herr von Schmettow, darf ich von Ihrer Ritterlichkeit einen Dienst erbitten? Ich habe einen Besuch in der Stadt vor, bei dem mir unser Pfarrer seine Begleitung versprochen hatte."

„Und nun soll ich den Pfarrer ersetzen?" lachte Schmettow. „Das ist drollig. Auf Ihre Verantwortung, Miß Wood! Im Uebrigen bin ich zu Ihren Befehlen."

„Ich verlange nicht das Unmögliche, Herr von Schmettow", entgegnete Ellen. „Sie sollen nicht die Rolle des Pfarrers, überhaupt keine Rolle spielen. Nur wie der Bruder die Schwester . . ."

Ihre Blicke hatten eine Richtung eingeschlagen nach dem rothen Kreuz inmitten des Sternenkranzes auf der weißwollenen Tischdecke.

„Auch ohne diesen feierlichen Aufruf konnte Miß Wood meines Gehorsams sicher sein", meinte er.

„Ist es nicht der erste Ruf von Mensch zu Mensch gewesen? Wird es nicht der letzte sein?"

Der Abschied, den die beiden Mädchen voneinander nahmen, kam Schmettow kühl vor.

„Calculire, sie werden sich gezankt haben", dachte er, neben Ellen die Treppe hinabgehend. „Oder Ellen ist gar dahinter gekommen, daß sie die gefährlichste Nebenbuhlerin im eigenen Hause beherbergt. Aufgepaßt, Ruprecht! Das könnte die Saat für Dich reifen lassen. Wenn die Engel in Liebe entbrennen" — und er überflog lüstern und begehrlich die schlanke Gestalt des Mädchens, welche die Stufen leise hinabschwebte — „gibt es ein wildes Feuer, ein Feuer, an dem man ein Dutzend gewöhnlicher Liebesfackeln anzünden kann."

Als sie vor dem Hause standen, schaute Ellen zu dem klaren Nachmittagshimmel auf; die winterliche Sonne färbte ihn mit röthlichen Streifen.

„Wir haben einen weiten Weg vor uns, Herr von Schmettow, aber es ist heiteres Wetter."

„Mit Ihnen, Miß Wood, gelten mir Sonnenschein und Regen, Licht und Finsterniß gleichviel. Je länger der Weg, desto länger genieße ich das Beisammensein mit Ihnen. Ist mir seit Jahren nicht zu

Theil geworden. Es war nicht schön von Ihnen, damals ohne Abschied von mir zu gehen."

„Hätte ich Abschied genommen, so schritten wir wohl schwerlich jetzt nebeneinander . . ."

„Nach dem Halteplatz der Charlottenburger Pferde-Eisenbahn. Ganz meine Meinung."

„Darum sollten Sie mir Dank wissen. Denen, die sich vor dem rothen Kreuz einander zu Freundschaft und Bruderschaft gelobt haben, ist hüben oder drüben ein Wiedersehen gewiß."

„Sie glauben noch immer, daß dort oben —"

Er deutete nach dem Himmel, dorthin, wo die Sonne in purpurgefärbte Wolken zu versinken schien.

„Wodurch sollte ich meinen Glauben verloren haben? Weil Sie sich einreden, daß der Tod Sie ganz vernichten wird?"

„Ich rede mir nichts ein, Miß Wood. Habe seit meinen Erfahrungen an dem rothen Felsen und dem gelben Bach von Virginia-City keine metaphysischen Studien mehr getrieben. Werden mir als kluge Person Recht geben. Meine erste Bekanntschaft mit dem Unsichtbaren hat mir jedes zweite Zusammentreffen mit ihm im voraus verleidet. Wer löst das Unendlichkeitsexempel? Bin ein resoluter Mensch, und als ich einmal meine Unfähigkeit in dieser Wahrscheinlich-

keitsrechnung, um das absolute x zu finden, eingesehen hatte, habe ich zu mir selbst gesagt: Ruprecht, du bist ein Dummkopf; laß die Welt laufen, wie sie will, du kannst sie weder erklären noch, wenn sie auseinanderfiele, wieder einrichten."

„Und ein Bedürfniß nach der Gottheit haben Sie nie empfunden?"

„Ich bin hungrig nach Geld und dürste nach Ihrer Liebe. Sachte" — er legte die große Hand auf den Mund —„sonst ist Miß Wood im Stande, kein Wort mehr mit mir an diesem Tage zu reden. Bin der richtige Wolf, mit rohen Instinkten, ohne höhere Bedürfnisse. In diesem Augenblick würde ich die ganze Methaphysik, Theologie und Mystik obendrein für ein himmelblau ausgeschlagenes, auf Gummirädern dahinrollendes Coupé verschenken, um mit Ihnen zu fahren bis ans Ende der Welt. Schändlich, daß wir beide in diesen Kasten kriechen müssen."

Damit waren sie in den langegestreckten, schmalen Wagen der Pferdebahn gestiegen, der sich nach kurzem Halt schwerfällig wieder in Bewegung setzte.

Ellen mußte über die komische Verzweiflung ihres Begleiters lachen.

„War die Postkutsche, die von Virginia-City nach Sacramento fuhr, nicht noch schlechter?"

„Ja, dort im Westen! Dafür hatte man aber auch, wenn man mit ganzen Gliedern angekommen war, das wohlthuende Gefühl, einem halben Dutzend Lebensgefahren entronnen zu sein. Hier jedoch! Jämmerliche Verhältnisse! Man muß Handschuhe anziehen und aristokratische Gewohnheiten annehmen, um nicht als Lump behandelt zu werden.“

„Da bin ich meinen demokratischen Grundsätzen treuer geblieben.“

„Sind noch nicht so reich, wie Sie es verdienen, Miß Wood.“

„Nein, der Unterschied zwischen Ihnen und mir liegt in einem andern Punkt. Ich bin aus Armuth und Dienstbarkeit zu Wohlstand und Unabhängigkeit emporgestiegen . . .“

„Und ich habe den entgegengesetzten Weg gemacht. Kann sein. Der adelige Proletarier klebt mit größerer Zähigkeit an den Vorutheilen und Sitten seines Standes als der reiche Graf. Schade, daß die tiefste Selbsterkenntniß uns zu keinem neuen Rock und noch weniger zu einer neuen Haut verhilft.“

Allmälig verlief, da die andern Insassen des Wagens schon anfingen, auf das eigenthümliche Paar — sie sahen eben nicht aus wie Dutzendmenschen

— aufmerksam zu werden, ihre Unterhaltung unter längeren Stockungen im Sande der Alltäglichkeit.

Am Brandenburger Thore stiegen sie aus und Ellen schlug vor, die Linden entlang zu gehen, ehe sie eine Droschke nähmen; wenn zu keinem andern Zweck, meinte sie, so doch zur Zähmung seiner vornehmen Neigungen.

Ohne Zögern legte sie ihren Arm in den seinen; es schien, als wäre sie über seine Empfindungen zu ihr durchaus beruhigt und wollte ihm ein rückhaltloses Vertrauen beweisen. In Schmettow's Brust kämpfte das Vergnügen über ihre Nähe, ihr Zusammengehen mit dem Aerger über die Weise, wie sie ihn behandelte.

Sie betrachtete ihn mit jener kühlen Freundlichkeit, die, wie sie selbst von jedem wärmeren Gefühle frei ist, es auch bei dem Andern ausschließen möchte. Schmettow aber war von der männlichen Eitelkeit erfüllt, daß ihn Ellen hassen oder lieben müßte. Nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen, dünkte ihn ihre Gleichgültigkeit eine Unmöglichkeit. In Furcht oder Hoffnung sollte sie seiner gedenken. Noch ehe dieser Tag zu Ende gegangen, wollte er sie zwingen, ihm gegenüber Farbe zu bekennen. Nach und nach jedoch überwog die Lust, Arm in Arm mit ihr dahinzuwandeln,

den kleinen Schmerz, den ihre Gelassenheit seiner Eigenliebe verursachte.

Auf der Straße war ein lebhaftes Treiben hinauf und hinab. Die frische reine Winterluft röthete die Gesichter und beflügelte die Schritte der Menschen. Ein leichter Reif lag wie ein dünner, hier und dort zerrissener Silberschleier auf den Aesten der alten Bäume, die in vier Reihen gepflanzt stattlich die Mitte der Straße einfassen. In den Läden, den hohen Schaufenstern wurden die Gasflammen angezündet, obgleich der westliche Rand des Himmels noch von der letzten matten Röthe des Sonnenuntergangs überhaucht war. Unwillkürlich gedachte Schmettow des Ganges, den er Hand in Hand mit ihr nach dem Fichtengehölz jenseits des Baches von Virginia-City auch an einem Abend gemacht, an einem milden Sommerabend . . . unter den Strahlen des Mondes . . . wie er ihr da sein Herz ausgeschüttet, gewaltsam ihre Liebe gefordert hatte, wie sie ihn von sich gestoßen und entflohen war, einem zürnenden Engel gleich, dessen weißes Gewand noch eine Weile vor den geblendeten Augen des Sünders flattert, während er selbst längst in den Wolken entschwunden ist . . . Der Engel war nicht wiedergekommen; mit einer schlanken Dame in Grau spazierte er die Berliner Linden entlang. Er rieb sich mit der

Hand die Augen, als wolle er den Rest eines Traums verscheuchen.

Wo aber waren Ellen's Gedanken?

Gerade als Schmettow mit dem Rücken der linken Hand über die Augen fuhr, kreuzten sie die Wilhelmsstraße.

„Die Gräfin Reinsberg wohnt hier", sagte Ellen; „können Sie mir ihr Haus zeigen?"

„Dort auf der rechten Seite, das altersgraue zweistöckige Haus mit dem Brunnen davor."

Ihre Frage hatte ihn in Verwunderung gesetzt und er sah sie prüfend an.

Ohne eine Miene zu ändern, antwortete sie nachlässig:

„Ich bin der jungen Gräfin einen Besuch schuldig, daher meine Neugier."

In der Nähe des königlichen Palastes bat sie ihn, einem Wagen zu winken.

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch, Herr von Schmettow", sagte sie, während die Droschke gemächlich dem Rufe gehorchte, „ich habe Sie damals doch unterschätzt . . ."

„Es ist nie zu spät, einen Irrthum wieder gut zu machen."

„Das ist wider die Abrede. Aber Ihre Zurück-

haltung hat mich gewonnen. Auf dem ganzen Wege haben Sie mich nicht ein einziges Mal gefragt, wohin ich Sie führe . . ."

„Erde oder Wasser, Himmel oder Hölle sind für mich in Ihrer Gesellschaft nicht zu unterscheiden, alle Dinge nehmen von Ihnen einen Goldglanz an."

„Ackerstraße zehn!" rief Ellen dem Kutscher zu.

Schmettow hatte ihr die Wagenthür geöffnet.

In dem Wagen war es so dunkel, daß einer die Züge des andern nicht mehr deutlich erkennen konnte, Nur zuweilen fiel der Widerschein der Straßenlaternen hinein.

„Ackerstraße zehn" — in Ruprecht's Gesicht hatte es gezuckt.

Dies war das Haus, in dem Fritz vor einigen Wochen die junge Gräfin aus einem plötzlich in Brand gerathenen Zimmer gerettet. Miß Wood besuchte den Candidaten Eyssenhart, er selbst war des Anstandes wegen mitgenommen worden, „als Duenna", lachte er für sich hin.

Auch ließ ihn Ellen über das Ziel und den Zweck der Fahrt nicht länger im Unklaren.

Der Pfarrer Lebrecht hatte ihr einen jungen Mann, Timotheus Eyssenhart, vorgestellt, der sich nach dem

Caplande zur Bekehrung der Eingeborenen begeben wollte. Sie gestand, daß seine Erscheinung, seine Bildung und sein schwärmerischer Glaubensmuth einen ungewöhnlichen Eindruck auf sie gemacht. Da er sie um Empfehlungsschreiben nach England gebeten, hätte sie es für ihre Pflicht gehalten, Erkundigungen über ihn einzuziehen. Ueberall habe sie Gutes und Rühmliches über ihn gehört; daß die nüchternen und geistesleeren Orthodoxen seine Ueberspanntheit, seinen Mysticismus beklagt, hätte ihn in ihrer Meinung nur noch mehr erhoben. Seit einer Woche sei der junge Mann, wie es scheine, gefährlich erkrankt; in rührenden Briefen habe er sie beschworen, zu kommen, seine Seele zu retten, die Beichte eines Sterbenden zu hören. Zögernd habe sie sich heute zu dem schweren Gange entschlossen.

„Ich fürchte Dinge zu vernehmen, die mir nachher als Last auf der Seele bleiben", endete sie.

„Immer noch der Samariterzug, Wunden zu verbinden, Kranke zu pflegen", erwiderte Schmettow mit spöttischem Anflug.

„Was wollen Sie? Ich bin in dieser Arbeit der Barmherzigkeit groß geworden. Der Pflege eines schwerkranken Mädchens verdanke ich meinen Wohlstand. Selbst wenn ich anders dächte und fühlte, aus den Kreisen, in denen ich jetzt lebe, könnte ich nicht mit

einem wilden Sprung heraus. Immer würde es mich nachher reuen, ein Talent nicht mehr zu üben, das ich mit so vieler Mühe ausgebildet habe."

„Eine Kunst obendrein, die Ansehen vor den Leuten und einen Heiligenschein verleiht."

„Auch das, Herr von Schmettow! Ich bin ehrgeizig und will in der Welt etwas gelten. Als alte Kameraden und Brüder des rothen Kreuzes können wir aufrichtig miteinander sprechen. Dem Manne stehen viele Wege durch das Leben offen, der Frau nur wenige. Hätte ich eine künstlerische Erziehung erhalten, wäre ich hinter den Coulissen eines Theaters geboren worden, so bewunderten Sie mich jetzt vielleicht als Schauspielerin oder Sängerin. Aber in Kansas trieb man solche Künste nicht. Es war eine herzlich schlechte Musik in Utah, wie in unserer Harmonie. Wissen Sie noch" — unterbrach sie sich plötzlich — „wie Sie einmal auf dem Klavier in Planter's Hotel die Ouverture zum Freischütz spielen wollten? Waren das tolle Tage!"

„Jawohl, tolle Zeiten!" fuhr Schmettow auf. „Es lebe der ferne Westen für immer! Dorthin geht die Sonne und die Freiheit! Gott verdamme mich, Silvia, wollen wieder hinüber."

„Ich möchte Ihnen doch lieber rathen, hier zu bleiben", entgegnete sie.

Seine Heftigkeit kühlte ihr die Erinnerung.

„Sir Lynch ist dort drüben ein schlechter Kamerad. Von der Kunst also war ich ausgeschlossen; zwei Pfade lagen nur vor mir: rechts der Weg zur Tugend, links der Weg zur Sünde. Auf beiden kann man ein glänzendes Ziel erreichen. Mehr als eine Magdalena, die nichts weniger als Buße that, ist Gräfin, Herzogin, Kaiserin geworden. Aber ich besitze die dauerhafte Natur nicht, die dazu gehört, eine Weile im Schlamm auszuhalten, ohne darin zu ersticken. So hat mich mein Wesen und mein Geschick zu Gott gewiesen.“

„Es ist eine Speculation wie eine andere“, meinte Schmettow, „auf imaginäre Werthobjecte — ein Tunnel von San-Francisco nach Yeddo, eine Eisenbahn durch die Sahara ... Kann sein, kann sein auch nicht. Die erste Dividende ist für Sie nicht schlecht ausgefallen und Sie vermuthen, daß dieselbe mit der Zeit immer besser werde?“

„Ich hoffe es.“

„Und am letzten, fernsten Ziel des Weges, wenn Sie alle Stationen hinter sich gelassen haben, was erwarten Sie von der Arbeit im Dienste des Unsichtbaren? Calculire, daß Sie noch lange nicht willens

sind, die Ewigkeitsrente im himmlischen Jerusalem zu verzehren?“ fragte er lauernd.

„Nein“, entgegnete sie, auf seinen Ton eingehend, „calculire, daß die irdische Welt mich zunächst noch näher angeht, ich habe mit dem Leben noch nicht abgeschlossen. Was ich erwarte, ersehne? Dasselbe wie Sie, Herr von Schmettow: das Glück.“

„Nur daß Ihr Glück anders aussehen dürfte als das meine.“

„Wer weiß“, erwiderte sie doppelsinnig und faltete die Hände.

„Sie ist zähe“, dachte Ruprecht; „so aussichtslos ihre Neigung zu Bruno erscheint, sie hält fest daran. Nur den einen Zweck haben alle ihre Handlungen, ihn immer dichter mit ihrem Netz zu umstricken, ihn an sich zu ziehen, sich ihm unentbehrlich zu machen. Dafür ist ihr kein Mittel zu schlecht oder zu klein. Da sie daran verzweifelt, seine Liebe zu erwecken, will sie seine Herrin sein, wie die Spinne über Leben und Tod der Fliege verfügt, die sich achtlos in ihrem Gewebe verfangen hat. Dieser armselige Narr, der das Christenthum ausbreiten will, ist ihr so gleichgültig als die Schneeflocke, die auf ihr Kleid fliegt und im nächsten Augenblick zerschmilzt. Aber sie hat etwas von seinen Beziehungen zu der Gräfin Reinsberg gehört; sie weiß,

daß Bruno mit der gräflichen Familie verkehrt — und flugs übt sie ein neues Werk der Barmherzigkeit ..."

Ruprecht konnte sich nicht enthalten, leise in die Hände zu schlagen, wie einer, der Beifall klatscht. Jede rücksichtslose Energie erweckte seine Theilnahme; er hätte sie in die Arme schließen und ausrufen mögen: „Wir beide vereint würden die Welt erobert haben."

In der Pause, die eingetreten war, hatte Ellen sich sein Schweigen anders ausgelegt.

„Sie schelten mich unersättlich, nicht wahr, Herr von Schmettow? Für den Engel aus einer kleinen Landstadt des amerikanischen Westens habe ich es weit genug gebracht, ich besitze ein ruhiges Daheim, ich genieße die Achtung guter Menschen. Fern hinter mir liegt eine dunkle Vergangenheit voll harter Prüfungen; wohl hätte ich ein Recht, still zu sitzen und mich des Erworbenen zu freuen . . ."

„Fällt mir nicht ein, Miß Wood, Ihnen solche Armseligkeit und Altjungferntugend zu rathen. Sie sind eine Zaubrerin, und wenn Sie vor der Zeit den magischen Schleier ablegten . . . wären wie eine von der Sonne versengte Prairieblume. Wünsche nur Eins: daß Ihre und meine Hoffnungen niemals zusammenstoßen mögen."

„Ich denke, diese große Stadt hat Raum und Glück für uns beide.“

Ein toller Gedanke umschwirrte ihn.

„Wenn du ihr den Mund mit deinen Küssen verschlössest? Sie ist in deiner Gewalt, der Kutscher fährt dich, wohin du willst. Weiber sind unberechenbar; vielleicht lacht sie nachher beim Champagner über deine Keckheit. Zeige ihr, daß du der Herr bist, nicht mehr der verwirrte, girrende Schäfer. Mit der Leidenschaft in ihrem Herzen, mit ihrem abenteuerlichen Leben, was bedeutet die Tugendmaske? Reiße sie ihr vom Antlitz und sieh, was dir entgegenblickt!“

Da hielt der Wagen.

In dichten Flocken fiel der Schnee; sie eilten, in das Haus zu kommen.

In einem kleinen Vorzimmer empfing sie eine ältere Frau in der Tracht der Krankenwärterinnen. Wiederholt hätte der Candidat schon nach Miß Wood verlangt und jeden andern geistigen Trost zurückgewiesen; vor wenigen Minuten hätte er wie in einer Verzückung ausgerufen: „Sie kommt!“ Der Arzt erklärte die Krankheit für ein schweres Fieber, doch habe er die Hoffnung, den Kranken durchzubringen, nicht aufgegeben.

„Wären nur die bösen Träume und wahnwitzigen Vorstellungen nicht!“ sagte die Frau.

„Eigentlich habe ich nun wohl meine Pflicht gethan“, flüsterte Ruprecht Ellen in englischer Sprache zu, „und der Mohr kann gehen.“

„Ich hatte darauf gerechnet, daß Sie mich aus diesem Stadttheil wieder hinausbegleiten würden.“

Er neigte ein wenig das Haupt.

„Verfügen Sie über mich, Miß Wood.“

„Ein Herr aus England, der sich sehr für den Herrn Candidaten interessirt“, sagte Ellen zu der Krankenpflegerin. „Vielleicht ist der Kranke so ruhig, daß ich ihn mit seinem Gönner bekannt machen kann.“

„Wollen der gnädige Herr nicht eine Weile in die Bücherstube treten?“ bat die Wärterin. „Ich weiß doch nicht, ob der unerwartete Besuch . . .“

„Gern, gute Frau“, antwortete Schmettow, und sein Gesicht zu Ellen neigend, fragte er:

„Womit soll ich mir die Zeit vertreiben? Wird eine langweilige halbe Stunde werden!“

„Lesen Sie im Evangelium des Lukas die Geschichte vom verlorenen Sohn. Sind wir nicht alle Gottes verlorene Kinder?“

Die Frau hatte die Thür geöffnet, ein Licht anzündet und winkte Schmettow, einzutreten.

Es war ein mäßig großer, kahler Raum; außer einem Schreibtisch in der Mitte des Gemachs und einem Korbstuhl davor befanden sich an den Wänden aufgestellt eine Anzahl Bücherbreter. Auf dem Tisch stand hinter dem Schreibzeug, jetzt hell von dem Licht beschienen, ein Crucifix von Elfenbein; vor dem Stuhl lag ein reichgesticktes Fußkissen: das waren für Schmettow die einzigen Spuren von Frauenfreundschaft und Frauenwalten ringsumher. Sonst gähnte ihn die Umgebung öde und trostlos an. Der Ofen war kalt, vom Fenster her wehte ein feiner Zugwind, in dem das Licht zu flackern anfing. Ruprecht schüttelte sich, ihn fror; er knöpfte seinen Rock dichter zusammen, streckte sich in dem Korbsessel aus, stemmte die Füße auf das Kissen und schloß die Augen.

Im Nebenzimmer hörte er sprechen; das Bett des Kranken mußte in der Nähe der Thür stehen. Er unterschied die weiche, klare, ruhige Stimme Ellen's von den hastigen, bald laut, bald leise ausgestoßenen Worten des Kranken. „Pfui, ein Edelmann und horchen!" sagte er und schlug, halb vor Kälte, halb um sich gegen jede Versuchung zu sichern, den hohen Kragen seines Ueberrocks empor.

In dem daranstoßenden Gemach, an dem Bett des Kranken, saß Ellen.

Die Wärterin hatte sich die Pause, die damit in der Erfüllung ihrer schweren Pflicht eingetreten war, zu Nutze gemacht und war nach der Küche gegangen, sich ihr Vesperbrod zu bereiten.

Von der Lampe, deren Licht noch obendrein durch einen Papierschirm gedämpft wurde, fiel nur ein matter Schimmer auf den Kranken.

Das Leiden hatte das zarte Gesicht des Candidaten noch mehr verklärt. Mit dem Spitznamen des heiligen Johannes hatten die Umwohner den Eindruck seiner Persönlichkeit trefflich bezeichnet. Wie in den Legenden und auf den Bildern der Kirchen der Lieblingsjünger des Herrn erscheint: blondlockig, eine schlanke Jünglingsgestalt, mit sanft gerötheten Wangen, so sahen sie Timotheus, Wohlthaten übend, mit milden Worten die Armen tröstend, mit einer unerschütterlichen Zuversicht die Leidenden auf das Reich Gottes hinweisend, seit zwei Jahren in ihrer Mitte verweilen. Sein Wandel war fleckenlos, seine Uneigennützigkeit und Freigebigkeit hatten sie alle erfahren. Zwar lachten die meisten Männer des Bezirks, die ihrer Mehrzahl nach dem Arbeiterstande angehörten und harte und rauhe Gesellen waren, über das „fromme Geschwätz“, aber sie ließen sich doch in Krankheit und Noth die Hülfe des Candidaten gefallen. Und als nun eine

kleine Gemeinde von „vornehmen Leuten“ sich um Timotheus bildete, Bet- und Lehrstunden von ihm abgehalten wurden, fanden sie im Hinblick auf die Sammlungen für die Armen diese „Muckerei“ nicht nur harmlos, sondern auch vortheilhaft für sich. Ueberdies stand Timotheus mit dem „officiellen“ Vertreter der Religion, dem Pfarrer der Gemeinde, beinahe in offenem Zwiespalt; seine milde, schwärmerische Weise konnte sich mit dem zelotischen Eifer des Mannes nicht zu gemeinsamer Wirksamkeit verbinden. Diese Gegnerschaft hatte für den Candidaten manche Reibung mit der Polizeigewalt zur Folge; dadurch stieg er auf der andern Seite wieder in der Meinung des Volkes. Aber wie die Männer auch über ihn denken mochten, die Frauen, reiche wie arme, waren von seiner Schönheit und Beredtsamkeit hingerissen. Doch konnte Niemand sagen, daß er seinen großen Einfluß jemals unedel angewendet habe, sei es nun, daß ihm die Kraft zur Sünde fehlte, oder daß der Heiligenschein ihn vor jeder Verlockung bewahrte.

Ellen war es gewohnt, mit Kranken umzugehen. Sachte rückte sie dem Leidenden die Kissen zurecht und ordnete die Decke. Dabei berührte sie seine Stirn sanft mit der Hand und er lächelte ihr dankbar entgegen. Schon ihre Gegenwart, das Geräuschlose ihres

Waltens that ihm wohl; sie hatte aus langer Uebung für die feineren Bedürfnisse eines solchen Kranken eine ganz andere Empfindung als eine ihren Dienst handwerksmäßig betreibende Wärterin. Was Timotheus' Zustand betraf, so fand sie ihn fieberfreier, als sie es gedacht. Sie war denn auch willig, seine Beichte zu hören, als er sich nach einigen einleitenden Worten dazu anschickte.

„Es ist mein Verderben gewesen", sagte Timotheus leise, „daß ich Sie zu spät kennen gelernt habe. Wie Sie jetzt den Dämon des Fiebers von mir scheuchen, so würden Sie auch den Versucher von mir ferngehalten haben."

„Ohne Versuchung, was wäre die Tugend? Gerade aus der Tiefe einer Verirrung schwingt sich der Geist am mächtigsten empor; er gleicht der Lerche, die aus der dunklen Erdfurche sich mit starkem Flügelschlag in den Morgenhimmel erhebt."

„Weil Sie der Gnade so sicher sind —"

„Mein lieber Freund", unterbrach sie ihn, „soll ich Ihnen ehrlich meine Meinung sagen? Sie kämpfen mit Schattenbildern, Sie werfen sich Sünden vor, wie Andere sich mit eingebildeten Krankheiten quälen. Ein schweres, schmerzliches Ereigniß bedrückt Ihr Gemüth" — er nickte ihr mit dem Kopfe Beistimmung zu. „Er-

leichtert es Sie, so sprechen Sie sich aus. Aber hören Sie auf, aus den Verwickelungen irdischer Dinge Selbstanklagen gegen sich zu ziehen. Ich weiß im voraus, daß Sie unschuldig sind."

„Ist Schwäche nicht Schuld?" fragte er dagegen. „Doch Sie werden richten. In Ihre treue Brust kann ich mein unseliges Geheimniß versenken ohne Furcht, daß —"

„Ruhe!"

Sie drückte ihm die Hand.

„Außer zu den Geistern, die uns umschweben — wenn sie uns verstehen — sprechen Sie nur zu mir."

„Ich bin ein Waisenkind, in einem Dorfe von armen Leuten geboren", begann Timotheus. „Die Gutsherrschaft nahm sich nach dem Tode der Eltern meiner an und ließ mich auf ihre Kosten von dem kinderlosen Pfarrer und seiner Frau erziehen. Da ich gute Gaben zeigte, wurde ich zum Studiren bestimmt. Von den frühesten Tagen meiner Kindheit an bildeten die Geschichten der Bibel, das Wort Gottes die Sphäre, in der ich lebte. Damals goß sich der Glanz des Himmels über mich aus, Gott erfüllte mich ganz. Je weiter ich in meinen Vorstellungen und Kenntnissen fortschritt, desto inniger bewunderte ich seine Güte, desto demüthiger neigte ich mich vor seiner Allmacht.

Ich war wie verloren in dem Abgrund seiner Göttlichkeit. Auf der Universität hatte ich harte Kämpfe mit dem Unglauben meiner Mitgenossen, noch mehr mit der starren steinigen Gläubigkeit derer zu bestehen, welche sich für Pfeiler der Kirche hielten. In der eigenen Brust regte sich mir der Zweifel, aber das überwältigende beseligende Bewußtsein meiner Gotteskindschaft bändigte ihn, wie der Erzengel Michael den Drachen der Tiefe."

„Sie regen sich zu leidenschaftlich auf", ermahnte Ellen und reichte ihm den kühlenden Trank. „Da Sie den Feind überwunden —"

„In anderer Gestalt hat er sich um so gefährlicher erhoben", seufzte Timotheus. „Ich kehrte von der Universität mit hohen Ehren heim, zweimal hatte ich akademische Preise gewonnen und eine glänzende Prüfung bestanden. Nicht nur meine Pflegeeltern, auch meine Wohlthäter waren meines Lobes voll. Ich konnte mich fast wie ein Mitglied ihres Hauses betrachten. Sie wohnen jetzt in der Hauptstadt und inmitten der vornehmen Gesellschaftskreise, die sich mir bei ihnen eröffneten, erwachte der Ehrgeiz in mir. Durch meine Begabung, durch die Stellung, durch Würde und Reichthum, die sie mir erwerben sollte, hoffte ich mir dauernd einen Platz in dieser Welt zu verschaffen und

dann eigenem Verdienst und eigener Arbeit zu verdanken, was ich jetzt, wie ich wohl merkte, nur der Gunst und Großmuth meiner Beschützer verdankte. Ich Unseliger! Im Dienste Gottes verfolgte ich nur meinen irdischen Vortheil; ich predigte sein heiliges Wort, ich that Gutes in seinem Namen, ich suchte die in Genußsucht erschlafften und auf der Jagd nach dem Mammon erstarrten Herzen wieder durch den Hinblick auf die unsichtbare Welt und die Unendlichkeit zu läutern und zu beseelen . . . ach, habe Erbarmen mit mir, ewige Güte! Auf meinem Schmerzenslager habe ich erkannt, daß all mein Thun nicht den Ruhm Gottes, noch die Ausbreitung seines Reiches bezweckte, sondern die Folge einer schuldvollen Liebe und eines maßlosen Ehrgeizes war."

Erschöpft hielt er inne, von Seufzern und Stöhnen unterbrochen, die ihm sein körperliches Leiden und seine Gewissensqual zugleich erpreßten.

Ellen, die bisher theilnahmlos zugehört, wendete ihm voll ihr Gesicht zu, half ihm in eine bessere Lage, schob die Lampe noch mehr beiseite — Alles mit jener Stille und jenem seraphischen Ausdruck, die nicht von dieser Welt zu sein schienen. Dann saß sie wieder erwartungsvoll an seinem Bette nieder und nahm seine heiße Hand in die ihre.

„Sie liebten — aber welche Schuld läge darin?“

„Ich liebte die Tochter meines Wohlthäters — o, über mich Elenden! So schwer mich Gottes Ruthe für den Mißbrauch seines Namens gezüchtigt hat, ich liebe sie noch und werde sie ewig lieben!“

Heiße Thränen rannen über seine eingefallenen Wangen.

„Was ängstigt Sie nur?“ erwiderte tröstend Ellen. „Heirathen in diesem Lande nicht oft die Töchter aus den edelsten Geschlechtern einen Prediger? Zuweilen einen ganz unbedeutenden Mann, ohne Talente, ohne den Gotteseifer, der Sie erfüllt.“

„Es war doch für mich eine doppelte Schuld! Eine Schuld gegen den heiligen Geist, als dessen Streiter und Verkündiger ich auftrat, während es das Bild und der Name eines Mädchens waren, die mich entflammten. Wohl redete ich in Zungen, aber es waren Zungen der Liebe und Weltgier, die aus mir sprachen; es war der Rausch und das Stammeln der Lust, die sich für himmlische Verzückung ausgab. Und wie ich gegen Gott sündigte, fehlte ich auch gegen das Mädchen. Ich hätte ihr sagen müssen, daß unsere Liebe hoffnungslos sei, daß ihr Vater andere Pläne mit ihr vorhätte, als sie einem Geistlichen zu verloben, dessen Vater und Mutter auf dem Gutshofe gearbeitet — ich

ließ mich dagegen von ihrem feurigen Geiste, den die Schwierigkeiten unserer Lage nur reizten, weit und weiter reißen. Leidenschaftlich hatte sie sich zu meinen religiösen Anschauungen bekannt — ich fürchte, nicht weil sie von der Wahrheit derselben überzeugt war, sondern weil ihre Neuheit sie anzog; vielleicht spürte sie auch in ihnen, unter heiligen Symbolen verborgen, das Wehen der Liebe. Sie hätte es nicht ertragen, daß der Mann, den sie bevorzugte, in dem ausgefahrenen Gleise der Alltagsmenschen wandelte, sie spornte mich zu immer kühneren Untersuchungen an."

„So können Sie den Einfluß dieses Mädchens doch nur einen wohlthätigen nennen. Was wäre das Christenthum ohne die Frauen! Das ist der Vorzug unserer Religion und die Gewähr ihrer Ewigkeit, daß in ihr allein von allen Religionen auch dem Genius des Weibes Raum zu seiner Entfaltung gegönnt ist."

„Nur entfernte mich dieser Drang, nach dem Wunsche der Geliebten, eine neue Leuchte der Lehre in dieser finstern Zeit allgemeinen Stumpfsinns zu werden, ganz von der Demuth und der Schlichtheit der wahren Jünger Christi. Selig sind die Armen im Geist — für mich war dies tiefsinnige Wort nicht gesprochen. Stolz erhobenen Hauptes schritt ich vorwärts auf dem Pfade des Hochmuths. Es war mir,

als müsse Gott ein Wunder thun, um meine Verbindung mit der Geliebten möglich zu machen. Aber statt dessen reckte er seine Hand über uns aus und verwirrte uns, daß wir uns selbst schlugen."

Wieder trat eine längere Pause ein, in der Timotheus Kraft zu einem letzten Bekenntniß zu sammeln schien.

„Mein Verhältniß zu der Geliebten war verborgen geblieben. Mit politischen Angelegenheiten beschäftigt, beargwöhnte der Vater unsern Verkehr nicht. Er nahm mich für einen phantastischen Schwärmer, den er zu gelegener Zeit auch einmal für seine politischen Zwecke ausnützen könnte, und sah der Tochter die geistliche Laune — wie er spottete — nach. An der Mutter hätten wir eine Freundin und Beratherin gehabt, und wie Vieles wäre anders gekommen, wenn wir ihr vertraut! Aber sie war eine zu reine und kindliche Natur, als daß wir, im geheimen Bewußtsein unserer Schuld, uns ihr zu nahen gewagt. Schon daß unsere Liebe die Dunkelheit aufsuchte, hätte uns über ihre Verwerflichkeit aufklären sollen. Da schien es der Geliebten plötzlich, als habe der Vater Kunde von unsern Beziehungen erhalten. Sie drang in mich, durch einen entschiedenen Schritt aller Ungewißheit ein Ende zu machen. An dieser Stelle schüttelte mich

der Zorn Gottes und knickte mich wie ein Binsenrohr zusammen. Die Heftigkeit und die Leidenschaft der Geliebten erschreckten mich; wie in einer plötzlichen Offenbarung erkannte ich meine Schwäche, mit ihrem gewaltsamen Charakter Schritt zu halten. Furchtlos vor ihren Vater hinzutreten und ihn um ihre Hand zu bitten, wäre die That einer muthigen Verzweiflung gewesen, zu der ich mich nicht aufraffen konnte. Ich fühlte, daß er Recht haben würde, wenn er mir zuriefe: Sie sind ein Wahnsinniger! In schauerlichen Nächten sah ich mich schon in der Zelle eines Irrenhauses. Vergebens erflehte ich im Gebet Trost und Stärke. Nur meine Seelenangst stieg, denn immer klarer wurde mir mein Verbrechen, daß ich ein schnödes Spiel mit der Wahrheit getrieben und Gott zu betrügen gesucht hatte. In dieser Noth und Reue, die Hölle im Herzen, lebte ich eine Weile hin; ich wollte mich von der Geliebten losreißen, die Stadt verlassen — und folgte doch jedem ihrer Winke. Sie überredete mich, mit ihr zu entfliehen — nicht weit, nach dem Gut ihres Bruders, der uns vor dem ersten Zorn des Vaters schützen würde. Vor der Thatsache, vor unserer Kühnheit würde sein Zorn überdies bald verrauchen . . .“

„Mein armer Freund! Und Sie haben diesen tollen Streich ausgeführt?“

Er schüttelte traurig sein Haupt, das durch die Krankheit noch schärfer den Ausdruck des Martyriums angenommen hatte.

„Unter ihren Augen, unter dem Bann ihrer Schönheit und ihres Willens versprach ich Alles und hätte es in solchem Augenblicke vollführt. Aber in der Zwischenzeit, die bis zu dem verabredeten Tage verlief, kehrten meine Bedenklichkeiten vor einem solchen Wagniß, kehrte mir der Rest von Tugend und Entsagung, der noch in mir war, zurück. Ich, ein Lehrer des Wortes, einer, der sich vermessen, dem Unsichtbaren näher zu stehen als die Andern, ich sollte den Eltern ihr Kind rauben, Schmach in den Augen der Welt über die Familie meiner Wohlthäter bringen und ein edles Mädchen, das jetzt nur eine wilde Leidenschaft, Trotz und Zorn vorwärts jagten, auf immer unglücklich machen? Nein, um den Preis meines Lebens, nein!“ rief er und richtete sich hoch im Bette auf. „Verstrickt wie ich in Schuld und Irrthum war, wollte ich mich durch einen freiwilligen Tod daraus lösen.“

„Unglückseliger!“ schrie Ellen auf, und es war

schwer zu sagen, wer von ihnen beiden entsetzter aussah.

Von ihrem Sitz emporgefahren, hielt sie sich an der Lehne des Stuhls fest und ihr Antlitz war so weiß wie die Decke, die den Kranken verhüllte.

Darüber sank Timotheus wieder in die Kissen zurück.

„Gott hat es gnädiger gewendet“, sagte er leise, „als ich es verdient. Sie, die mich aus meiner Bahn gelenkt hatte, sollte am Rande des Abgrundes meine Retterin werden. Zwei Tage vor dem Abend, den wir zu unserer Flucht bestimmt, hatte ich beschlossen, zu sterben. Ich wollte mich durch Kohlendampf tödten, damit Jeder meinen Tod einer zufälligen Ursache zuschreiben müsse. Ein Zimmer meiner Wohnung, das fern ab von diesen Gemächern nach dem Hofe zu liegt, hatte ich zum Schauplatz meiner Unthat auserwählt. Dort hatte ich oft zu andächtigen Zuhörern von Gott geredet, während einzig der Name der Geliebten in meinem Herzen widerhallte. In der Verwirrung meiner Gedanken und Empfindungen wollte ich mich selbst der beleidigten Gottheit zum Opfer bringen. Beklagen Sie mich, meine Freundin, ich war wahnsinnig.“

„Nach Gott trachten ist für den Verstand so ge-

fährlich, wie für die Augen, in die Sonne zu sehen", sagte Ellen für sich hin.

Aber er hatte sie doch verstanden.

„Gott erschließt sich nur den einfältigen Herzen. Dort also saß ich. Es war eine plötzliche Kälte eingetreten und es konnte der Dienerin nicht auffallen, daß ich sie den eisernen Ofen und den Kamin stark heizen ließ. Dann hatte sie das Zimmer verlassen, ich war allein geblieben bei verschlossenen Thüren und erwartete den Tod. Da hörte ich ihre, der Geliebten, Stimme draußen, die Einlaß begehrte. War es ein Traum? War ich schon im Elysium? Ich öffnete, sie stand vor mir. Noch diesen Abend, noch diese Stunde müßten wir fliehen, ihr Vater hätte unser Verhältniß entdeckt. Wenn ich ein Mann sei, wenn ich sie liebte, könnte ich noch einen Augenblick zögern? Was nun folgte, zerreißt mir in der Erinnerung noch das Herz und wird die beständige Qual meiner Gedanken sein. Dann will ich mit Dir sterben! rief sie verzweifelnd, als sie meinen Entschluß nicht ändern konnte, und stürzte ohnmächtig, gegen den Tisch schlagend, nieder. Die Erschütterung hatte die Lampe umgeworfen, das Petroleum Feuer gefaßt und brannte auf dem Boden nach den Gardinen zu weiter. Ich schleppe die Ohnmächtige nach einem Stuhl hin,

da verliere auch ich in dem Dunst und Qualm das Bewußtsein . . ."

Ellen legte ihre Hand auf seine mit hellen Schweißperlen bedeckte Stirn.

„Ich errathe den Rest, mein armer Freund. Gottes Fügung rettete Sie beide aus den Flammen —"

„Und riß uns für immer auseinander. Als die Thür, die nach außen führte, aufgestoßen ward, weckte mich das laute Geschrei der Herandrängenden aus meiner Betäubung. Ich sah einen Mann die Geliebte vom Stuhl reißen und hinaustragen — ich rufe ihm nach, raffe mich auf, kann aber nicht mehr durch Flammen und Rauch dringen und stürze mit versengten Haaren nach den Vorderzimmern, die Treppen hinunter . . . An dem Fuß derselben kommt sie mir schon entgegen, ganz verändert, mit dem Blick unversöhnlichen Hasses. Ich begleite sie auf die Gasse zu einem Wagen, ich will sprechen, aber vor ihren drohenden Augen stockt mir das Wort in der Kehle."

Tief aufathmend fuhr er nach einer Pause fort:

„Tage des Jammers, des Elends und der Reue schlichen mir vorüber. Mein Leben wagte ich nicht noch einmal freventlich anzutasten, aber ich sann lange vergebens, wie ich das mir aufs neue so wunderbar

geschenkte Gut Gott wohlgefällig verwenden könnte. Ebenso unnütz und verworfen wie das Unkraut im Aehrenfelde kam ich mir vor. Dabei konnte meines Bleibens in dieser Stadt nicht länger sein, wo mir jeder Stein meine Sünde vorzuwerfen schien. In diesem Jammer erleuchtete mich ein Strahl der Gnade und ich beschloß, die Mission nach Afrika anzutreten. Dort, in der Wildniß, war mein Platz. Wenn in meinem Wort eine göttliche Kraft, dort konnte sie sich bethätigen. Meine Schwärmerei, meine Ansichten, die hier so Vielen Aergerniß bereitet hatten, dort fanden sie ein freies Feld; dort konnten Gemeinden, wie ich sie träumte, in der Gemeinsamkeit der ersten christlichen Genossenschaften, in Liebe und Brüderlichkeit gedeihen und ein neues Blatt am Lebensbaum des Christenthums bilden. Ich sah Sie, ich hörte Ihre sanfte Stimme, und Trost und Hoffnung umschwebten mich wieder. Zu früh hatte ich triumphirt; die tückische Krankheit hat mich auf das Bett geworfen, und ich weiß nicht, ob ich von ihm erstehen werde. Ach, der Herr wird mich zu schwach gefunden haben, ihm die Fahnenwacht in der Wildniß zu leisten. Ich beuge mein Haupt, was bin ich als ein Sandkorn, das sein Sturm durch die Wüste der Welt treibt? Aber ich wollte nicht in einem falschen Schein von Ihnen scheiden. Wenigstens Sie

sollen nicht von mir sagen, daß ich unwürdig Ihr Vertrauen getäuscht habe."

„Ihre Erzählung erhöht meine Freundschaft für Sie und bestärkt meine Ueberzeugung, daß Sie zu den wenigen Auserwählten gehören. Die harten und kargen Herzens sind, mögen sich einbilden, nie zu irren und nie zu sündigen. Aber vom Wesen der Gottheit sind sie weiter entfernt als die Schuldigen, welche bereuen."

„Ich habe", sagte Timotheus, nun freier aufblickend, als hätte sie eine Wolke von seinem Geiste und seinen Augen entfernt, „meinem Wohlthäter ein aufrichtiges Bekenntniß meiner Schuld geschickt und ihn um seine und seiner Gemahlin Vergebung angefleht. Es ist ein Irrthum des Herzens gewesen, der mein Leben, aber nicht die Zukunft ihres Kindes zerstört hat."

„Die Zukunft?" sagte Ellen mit schärferem Ton.

„Weh mir!" stöhnte der Kranke. „Ich bin verdammt. Ich kann sie nicht vergessen, ich kann sie nicht in den Armen eines Andern sehen — tödte mich, gerechter Gott, tödte mich!"

So wild fuhr er mit den Armen umher, daß Ellen Mühe hatte, ihn zu beruhigen.

Zum Glück kehrte die Wärterin in das Zimmer zurück. Der Arzt war so eben gekommen, mit ihm ein anderer Herr, der sich nach dem Befinden des Candi-

daten erkundigen wollte. Die Wärterin hatte beide in die Bücherei gewiesen.

Ellen lachte in sich hinein.

„Da kann sich ja Schmettow's Junge für das lange Schweigen reichlich entschädigen. Zwei Fremde auf einmal! Welche Geschichten wird er ihnen aufbinden!“

Die beiden Herren waren sich auf der Treppe begegnet und hatten schon dort ein Gespräch über den Zustand des Kranken angeknüpft, das sie im halblauten Ton beim Betreten der Bibliothek noch fortsetzten.

Der eine, den der Arzt etwas ceremoniös mit „Herr Graf“ anredete, schien durch den Bericht desselben in seinem Entschluß, mit dem Leidenden selbst zu sprechen, schwankend geworden zu sein und noch nähere Auskunft zu wünschen. Der Arzt hatte ihm den Vortritt in das Studirzimmer gelassen.

Bei dem Knarren der Thür war Ruprecht aus seinem hindämmernden Zustand zwischen Schlafen und Wachen jäh aufgefahren. Er rieb sich die Augen, schlug den Kragen seines Rockes nieder und erhob das flackernde Licht, um sich die Eindringlinge näher anzusehen. Fernab, nach einer der Niederlassungen der neuen Argonauten im wilden Westen hatte ihn die Phantasie im Halbtraum geführt.

War es nun Ruprecht's Gesicht oder der grelle Lichtschimmer — der zuerst Eingetretene stutzte, ob er weitergehen oder umkehren solle.

„Eine unheimliche Begegnung!" murmelte er.

Ruprecht hatte den Leuchter wieder auf den Tisch gesetzt und schien die Anrede des andern zu erwarten.

„Guten Abend, Herr von Schmettow."

Der Gruß war ihm offenbar schwer geworden.

„Erwidere Ihre Freundlichkeit, Herr Graf", antwortete Ruprecht, „und räume Ihnen zugleich meinen Platz mit Vergnügen ein."

„Sind Sie auch unter die Samariter gegangen?" fragte Reinsberg mit halbem Scherz. „Mich geht der Kranke näher an, er ist etwas wie mein Pflegesohn."

„Ich bin ohne jede gute Absicht gekommen", entgegnete Ruprecht. „Nur aus Ritterpflicht. Der Ort soll feuergefährlich sein. Ich höre, man bricht drinnen auf. Wünsche Ihnen guten Abend und dem Kranken Genesung, meine Herren."

An der Heftigkeit, mit der er im Vorzimmer Ellen's Hand ergriff, merkte sie, daß etwas Unerwartetes geschehen sein müsse.

Schweigend ließ sie sich von ihm die Treppen hinabführen. Auch vor dem Hause gingen sie noch eine Weile wortlos nebeneinander, dann hemmte er den

eiligen Schritt. Der Schnee fiel noch immer, langsam, unaufhörlich.

„Vergebung, Miß Wood, daß ich Sie so ungestüm fortgezogen. Wollte aber nicht, daß Sie dort oben mit dem Grafen Reinsberg zusammengerathen wären.“

„Er war der Fremde, der mit dem Arzt gekommen?“

Sie war stehen geblieben.

„Ich vermuthe, daß ihm besonders jetzt das Befinden des Candidaten am Herzen liegen muß . . .“

„Seine Gesundheit oder sein Tod?“ unterbrach sie ihn leise.

„Die Todten pflegen bekanntlich nichts auszuplaudern“, erwiderte Ruprecht ausweichend. „Aber lassen Sie uns gehen, Miß Wood. Fällt auf, wenn in dieser einsamen Straße ihrer zwei unter der Laterne bei solchem Wetter zusammen stehen.“

„Will der Graf seine Tochter verheirathen? Sie kommen häufig in sein Haus?“

„Der Reinsberg'schen Kohlengruben wegen. Denke zu kaufen . . .“

„Für eigene Rechnung?“

„Geschäftsgeheimnisse, Miß Wood. Entschuldigen Sie mein Schweigen; beim rothen Kreuz, diesmal steckt kein Frauenzimmer unter der Decke — oder ich nehme

den Schwur lieber zurück. In diesen Dingen kann man nur für sich selbst gut sagen."

„Nicht für den geheimen Geschäftstheilhaber, nicht für Herrn Bruno Greif?"

„Es ist hoffnungslos, mit Ihnen Komödie spielen zu wollen. Obgleich Irene Reinsberg . . ."

„Mir gefällt dies hochmüthige Mädchen nicht", schaltete Ellen mehr für sich als für Schmettow ein.

„Meine also, daß Irene Reinsberg und Bruno Greif schwerlich ein Paar abgeben werden. Die junge Gräfin soll sehr schön und geistreich sein, dazu ihr Name, ihre Verwandtschaft — wäre an sich keine üble Partie für meinen jungen Freund."

Er fühlte, wie ihr Arm auf dem seinigen zitterte.

„Und der Nachsatz zu alledem?"

„Wenn ein Drittes zwischen ihnen beiden stände?"

„Timotheus? Das ist eine Thorheit. Wenn er nach Afrika reist . . . wie bald ist ein Mensch verschollen! Auch hatten Sie ihn mit Ihren dunklen Worten am letzten im Sinn."

„Mich wundert, daß Miß Wood diesen Dritten oder diese Dritte so weit sucht. Ich sah heute in Ihrer Nähe rothgeweinte Augen."

„Clara?" fragte sie scharf. „Sie wissen, daß

Herr Greif sie liebt? Freilich", setzte sie boshaft hinzu, „was wüßten Sie nicht!"

„Was aus dieser Liebe geworden. Aber ich würde das Mädchen herzlich bedauern, wenn das Glück, das sie träumt, sich in Unglück verwandeln sollte. Hat mir es angethan, in allen Ehren, und würde ihr gern helfen."

„Ersetzen Sie ihr doch den verlorenen Liebhaber!"

Sie war in so gereizter Stimmung, daß sie die Mäßigung in Wort und Ausdruck, die ihr zur zweiten Natur geworden war, beinahe vergaß.

„Handelt sich gar nicht darum, sondern ihr den alten zu bewahren."

„Herr Bruno Greif wird niemals die Gräfin heirathen", rief sie mit zornbebender Stimme, „niemals! Zunächst aber" — und aufathmend suchte sie einzulenken — „glaube ich an Ihre Hirngespinnste nicht."

Ruprecht erkannte seinen Vortheil; die hingeworfene Aeußerung hatte Ellen an der empfindlichsten Stelle verletzt. Wie von einem Tropfen Gift war ihr Blut in Wallung gerathen. Vorsichtig wollte er die Wirkung abwarten, ehe er einen neuen Angriff wagte.

Wortlos schritten sie durch den fallenden Schnee dahin. Das Geräusch der Räder, der Hufschlag der Pferde, die Schritte der Menschen — Alles klang von

der weichen Decke dumpf im gebrochenen Ton zurück. Jezuweilen unterbrach das scharfe Geläut eines Schlittens die Stille. Gespenstisch ragten die Häuser zu beiden Seiten der Straße auf, mit ihren oberen Stockwerken und Dächern sich in dem endlosen, von wirbelnden Schneeflocken erfüllten Raum verlierend. Diese winterliche Kälte, das abendliche Grau, die weiche weiße Hülle, die aus der Höhe herniedersinkend Alles zu bedecken und zu beruhigen schien, thaten Ellen wohl. Trotz des Schleiers trafen Wind und Schnee ihr Gesicht, aber es war ihr, als kühlten sie ihre heißen Wangen — heiß von der Glut, die in ihrer Brust loderte.

Der Schneefall hatte die schlechtgepflasterten Straßen des Arbeiterviertels fast unwegsam gemacht, bald glitt ihr Fuß aus, bald versank er. Immer stärker mußte sich ihr Arm auf den Schmettow's stützen. Nirgends gewahrten sie einen leeren Wagen; jede Droschke, die sie anriefen, eilte vorüber. Ellen hatte das unbestimmte ängstliche Gefühl, daß sie sich seit jener Wanderung durch die Fichtenwaldung des rothen Felsens an der Hand desselben Mannes, der sie heute führte, niemals in einer größeren Gefahr befunden; ihre Aufregung, seine Gegenwart, die Eindrücke, die von außen auf sie einstürmten, vereinigten sich, ihren Willen zu

lähmen und von der Gewalt eines Stärkeren abhängig zu machen. Viel besser, sie irrte allein durch die Gassen als an seinem Arm.

„Wenn Ihre Vermuthung sich bestätigen sollte", begann sie, da ihr sein Schweigen unheimlich wurde, „wie beklagenswerth wäre Clara! Ich muß suchen, sie aus meinem Hause, aus der Stadt zu entfernen . . . vielleicht heilt die Entfernung ihren Schmerz."

„Wollen sie auch nach Afrika schicken! Gründen eine Colonie von unglücklich Liebenden . . . Gar kein übler Gründungseinfall . . ."

„Mir ist im Gedanken an meine Freundin nicht scherzhaft zu Muthe, Herr von Schmettow."

„Mir ebenso wenig. Ich habe das Geschwisterpaar gern, sind brave junge Leute", und er nahm einen Gönnerton an. „Lache auch nur über das Geheimmittel, Liebe durch Verbannung nach England oder Afrika zu heilen."

„Sie werden mir doch zugeben, daß es Clara peinlich sein muß, Garten neben Garten mit . . ."

„Ihrer Nebenbuhlerin zu wohnen. Einverstanden, Miß Wood. Das hatte mein Dickschädel nicht überlegt. Aber wohin mit dem Mädchen?"

„Sie kommen aus der Provinz, von guten Freunden. Wüßten Sie keine Familie, die eine Gesellschaf-

terin, eine Lehrerin für kleine Mädchen, eine Haushälterin braucht? Daß Clara Ihrer Empfehlung keine Schande . . ."

„Ueberflüssig, Miß Wood. Kenne das Gold am Klange. Ist mir jedoch, als redeten wir ins Blaue oder vielmehr ins Weiße hinein. Was wird morgen sein? Möglich, daß mich ein Kobold geneckt hat, daß weder die Gräfin Reinsberg noch Bruno Greif an eine Heirath denken. Sind mir im Grunde auch beide gleichgültig und besorge in diesem Augenblicke nur, daß Sie sich nasse Füße und eine böse Erkältung in diesem Unwetter holen werden. Sollten in ein Gasthaus untertreten — so lange, bis ein Diener Ihnen einen Wagen besorgt hat."

„Ich danke Ihnen, Herr von Schmettow, aber mich friert nicht. Ich bin abgehärtet gegen Sturm und Regen."

„Hat uns freilich nicht verwöhnt, die Luft Californiens. Dennoch, Miß Wood, Sie sagen nicht die ganze Wahrheit. Sie fürchten sich, mit mir eine Gaststube zu betreten. Sind zimperliche Sitten in dieser Stadt . . ."

„Die wir ehren müssen, da wir darin leben."

„Als ob sich die Menschen um uns beide bekümmern würden! Um einen Mann und um ein Weib!"

„Gerade ein Weib thut wohl daran, auch den bösen Schein zu meiden.“

„Der Zukunft wegen? Denn die Vergangenheit — Silvia, Silvia!“ sagte er gepreßt, um die Leidenschaft, die ihn verzehrte, nicht ausbrechen zu lassen. „Hätten Sie sich nicht meinem Schutz anvertraut . . .“

„Was würden Sie mir sonst sagen?“

„Ich lese bis auf den Grund Ihrer Seele, Ihr tiefstes Geheimniß ist mir nicht verborgen: Sie lieben Bruno Greif.“

Sie senkte den Kopf auf die Brust und suchte mit einer raschen Wendung ihren Arm aus dem seinen zu ziehen. Aber er hielt ihn wie mit einem eisernen Ring umfaßt.

„Sie lieben Bruno“, wiederholte er hastig, flüsternd, und doch hätte sie vor seinen Worten wie vor dem schmetternden Klang einer Trompete ihr Ohr verstopfen mögen. „Ihr Denken und Ihr Trachten hat nur den einzigen Zweck, ihn zu gewinnen oder zu unterjochen. Aber Sie werden nicht siegen, Silvia. Nicht zum zweiten Male gönne ich Sie einem Andern. Es mag Haß sein, was Sie gegen mich beseelt, ich will so lange auf diesen Haß hämmern, bis der Funke der Liebe herausspringt.“

„Sie werden mich tödten, Herr von Schmettow, aber niemals besitzen.“

Seine Heftigkeit gab ihr einen Theil ihrer früheren Kälte und Ueberlegenheit wieder; ihn hatte ihr Ausruf: Sie werden mich tödten! wie die Voraussagung eines düstern Geschicks getroffen. Er stand betäubt, eine Weile keines Wortes mächtig.

„Ich — Ihr Mörder, Silvia!“ keuchte er dann. „Bringen Sie mich nicht zur Raserei . . .“

Rasch entschlossen hatte sie seine Unsicherheit benutzt, sich von ihm gelöst und eilte leichtfüßig über den Fahrdamm der Straße; auf der andern Seite hatte sie eine einsam dort haltende Droschke bemerkt.

„So sollst du mir nicht entkommen!“ rief es in Ruprecht's Brust; er glaubte ihr feines spöttisches Gelächter herüberschallen zu hören.

Unbedachtsam stürzte er ihr nach. Eben war ein Wagen um die nächste Ecke gebogen und sauste daher. Vergebens schrie der Kutscher „Halt!“ und suchte die Pferde anzuhalten. Ihr Anprall hatte Schmettow, der nichts als die fliehende Ellen sah, schon niedergeworfen. Zum Glück gehorchten die Pferde dem Zuruf und dem Zügel und standen. Ein Mann sprang aus dem Wagen und half dem Liegenden auf; es war Graf Reinsberg.

„Danke“, sagte Ruprecht und fuhr mit der Hand

über Stirn und Kopf. „Ist noch ganz der Schädel. Nur eine Schramme mehr . . .“

Er schaute unabläſſig nach der Stelle hinüber, wohin Ellen geeilt. Die Droschke war fort, seine Augen umflorten sich. Die Erschütterung des Falles machte sich doch stärker geltend, als er es in seinem Uebermuth merken lassen wollte. So half ihm denn kein Widerstreben, er mußte sich der Bitte des Grafen fügen und in den Wagen heben lassen.

Uebrigens hatte er die kleine Verletzung, die er auf die Steine schlagend, am Hinterkopf erlitten — in etwas hatte der hohe Schnee die Spitze und Schärfe der Steine gemildert — nicht allzu schwer zu beklagen. Nicht allein legten ihm Irenens schöne Hände den ersten Verband an, er traf auch im Reinsberg'schen Hause Bruno an.

Was ein Einfall gewesen, wurde ihm hier nach kurzer Beobachtung zur Gewißheit: Irene und Bruno waren Verlobte.

In der Nacht hatte er ein leichtes Wundfieber mit phantastischen Träumen. Einmal setzte er sich im Bette aufrecht und lachte. In der dämmerig von einer kleinen Lampe erhellten Schlafstube schien aus den niedergelassenen Vorhängen des Fensters ein Gesicht zu lauschen.

„Nur näher, schöne Sivia“, murmelte er im Halbschlummer, „bist willkommen, nur näher! Gelt, hast Dich besonnen? Es ist nichts mit Deinem Bruno — ich habe auch eine Million und habe Dich, schöne Silvia . . . Haha, wir schlagen dem lieben Gott von Virginia-City ein Schnippchen . . .“

Und er lachte noch einmal, wollte mit den Fingern knallen . . . sank zurück und schlief ein.

Zweites Kapitel.

In einer Aufregung, welche sie ihre körperliche Ermüdung weniger fühlen ließ, war Ellen an diesem Abend in ihrem Hause angekommen. Ihre erste Frage an Gottfried war nach Clara.

Das Fräulein sei in ihrem Zimmer und schreibe, lautete die Antwort.

„An ihn", dachte Ellen mit einem häßlichen Zucken um den Mund. „An ihn, weil sie ihn vergebens erwartet hat."

Während sie ihre nassen Schuhe und Kleider mit frischen vertauschte, wirbelten die Ereignisse des Tages, die Reden Ruprecht's, Timotheus' Bekenntnisse, ihre eigenen Gedanken und Empfindungen chaotisch in ihr durcheinander. Obgleich sie nicht den kleinsten Beweis

für ein Einverständniß Bruno's und Irenens hatte und Ruprecht es vielleicht nur angedeutet, um sie zu kränken, so zweifelte sie in ihrer Eifersucht und ihrem Neide längst nicht mehr daran. Nur sie war die Thörin gewesen, die eine solche Möglichkeit nicht vorausgesehen und vorausberechnet. So Vieles hatte sie in diesen Jahren der Erwartung und Prüfung ertragen, so oft Sieg und Niederlage, wodurch sie diesen erringen, was jene herbeiführen könnte, erwogen, daß sie jetzt über ihren Leichtsinn wie über eine Unbegreiflichkeit erstaunte. Den Punkt zu übersehen, der doch so nahe lag, daß Bruno plötzlich hinter ihrem Rücken eine Verbindung eingehen würde! Sie hatte ihn so fest gebunden geglaubt, solange der Vater lebte, durch dessen strengen, unbeugsamen Willen, und nun durch seine Neigung zu Clara ..."

Wieder zeigte es sich einmal, daß die Liebe im Kampfe mit dem Ehrgeiz und der Größensucht der schwächere Theil ist.

Wie sie jetzt auch hin und her sann, sie fand keine Waffe, den drohenden Schlag abzuwehren oder zurückzugeben. Wenn Bruno Irene geliebt, so hätte vielleicht die Beziehung, in der die junge Gräfin zu dem Candidaten gestanden, eine Verstimmung und Störung zwischen beiden hervorgerufen, aber eine

Verbindung, die von beiden Seiten mit kalter Ueberlegung der Vortheile wegen, die sie bietet, abgeschlossen wird, erleidet durch eine solche schwärmerische Mädchenüberspanntheit keinen Bruch. War Bruno bereit, seine Jugendliebe zu opfern, um die Tochter des Grafen heimzuführen, so konnte es keinen Eindruck auf ihn machen, daß seine vornehme Braut sich einmal in die romantische Rolle der Frau eines Heidenapostels geträumt habe. Die empfindliche Saite des Liebhabers mochte durch solche Erinnerung schmerzlich berührt werden, der berechnende Verstand erkannte darin nur ein Band, um das stolze Edelfräulein für immer an das bürgerliche Haus zu fesseln.

Und so sollte sie die Frucht ihrer Geduld, so bitterer Herzkränkungen verlieren? Auf seinen Umgang, auf seine Hand, auf den Besitz des gelben Schlößchens verzichten? Trotzig preßte sie die Lippen zusammen. Nein und tausendmal nein! hätte sie schreien mögen.

Wie eingeschlossen in einem Kerker kam sie sich in ihrem stillen, freundlichen Zimmer vor. Sie wollte zu ihm eilen, durch Nacht und Graus, sich ihm zu Füßen werfen, in tollen, jauchzenden, herzzerreißenden Lauten ihre Liebe gestehen, seine Kniee umklammern, sich von ihm zertreten lassen und sterben. „Bruno!

Bruno!" rief sie und breitete die Arme aus, als müßte ihr Wille die Kraft haben, ihn zu beschwören.

Die Hände ringend, halbe Worte stammelnd schritt sie durch das Gemach; aufgelöst in röthlichgoldenen Wellen floß ihr das Haar über Schultern und Nacken; dann kauerte sie am Kamin nieder, starrte in die verglimmenden Kohlen und weinte. War es ihr bestimmt, ruhelos auf der Woge des Lebens umhergeschleudert zu werden? Heute trieb sie das Schicksal, morgen der Drang des eigenen Herzens aus Sicherheit und Frieden. Wie manche bange Nacht hatte sie schon in Thränen dagelegen, in Verzweiflung sich das Haar zerraufend, die Brust zerschlagend! Hatte sie den weiten, mühseligen Weg aus den Wildnissen von Kansas bis hierher vollendet, um im Angesicht des Hafens elend zu scheitern?

Welchen Weg! In Schattenbildern, als wäre es ein Schauspiel aus der Laterna Magica, rann ihr noch einmal ihres Lebens bunter und ach! wie sie jetzt aus tiefstem Herzen aufseufzte, nichtiger und eitler Inhalt vorüber . . . Vanity fair . . .

Vor einer Blockhütte am Saume eines Fichtenwaldes hatte sie die Sonne zum ersten Mal in ihrem rothglühenden Untergang erblickt. Ihr Vater war ein Farmer, ihre Mutter eine ehemalige Lehrerin aus

einer Landstadt Pennsylvaniens. Die kleine Ellen gehörte zu den schönen und frühreifen Kindern. In dem Unterricht bei ihrer Mutter lernte sie leicht und viel; bald übertraf sie ihre Gespielinnen in der aufblühenden Niederlassung sowohl an Kenntnissen wie an richtigem, scharfem Urtheil. Aber die Mutter starb vor der Zeit, das Kind blieb sich selbst überlassen in der Einsamkeit des Waldes. Es stählte sich die Kraft seines Willens, es wuchs in ihm der Hang zum Abenteuerlichen. Die Schwärmerei ihres frommen Vaters, dem sie täglich am Abend ein Kapitel aus der Bibel vorlesen mußte, gab ihrer Einbildungskraft den Zug nach dem Phantastischen und Ungewöhnlichen. Sendlinge der Mormonen waren auch in diese entlegene Ortschaft gekommen; bei Ellen's Vater fanden ihre wunderlichen Lehren schnellen Eingang. Mit seinem zehnjährigen Kinde wanderte er nach der Salzseestadt.

Die großen Gaben des Mädchens erhielten in den Schulen der Mormonen ihre Ausbildung; wenn ein Reisender aus Europa, von Neugierde und Wissensdurst getrieben, die seltsamen Heiligen am Ausgang der Culturwelt heimsuchte, war Ellen eine von den Schülerinnen, die man ihm vorführte, um ihn an einem glänzenden Beispiel die Unterrichtsmethode der Mormonen und die Fülle des Wissenswerthen be-

wundern zu lassen, die man in Utah den Kindern spielend beizubringen wußte.

Solche Auszeichnungen weckten den Stolz Ellen's; sie fing an sich für ein besonderes, von Gott begnadigtes und erleuchtetes Geschöpf zu halten, war aber klug genug, ihren Hochmuth hinter der Maske der Demuth und Bescheidenheit zu verbergen. Denn nur die Demüthigen wurden belobt und belohnt, jedes Verdienst, das sich selbstständig zu machen suchte, das ein Bewußtsein seines Werthes äußerte, herabgesetzt und unterdrückt. Diese Atmospäre von Heuchelei, falscher Frömmigkeit und mystisch-sinnlicher Schwärmerei, dieser Glanz von falschen Heiligenscheinen, in denen sie zur Jungfrau heranwuchs, konnte kein Sturm, kein Gewitter ihres späteren Lebens zerstreuen; sie blieben wie eine Wolke um sie hergebreitet. Dem schönen Mädchen mit den rothgoldenen Haaren und der blendend weißen Gesichtsfarbe fehlte es nicht an Verlockungen, Nachstellungen und Anträgen. Gegen die Verführung sicherte sie ihr Stolz; sie hielt sich für auserwählt zu hohen Thaten, für ein Gefäß zu einer neuen Offenbarung Gottes und fürchtete, in den Armen eines Mannes nicht nur sich, sondern die Gottheit selbst zu entweihen.

Dem Antrag eines Aeltesten aus der Gemeinde,

der sie zur vierten Frau begehrte und dem ihr Vater nicht zu widersprechen wagte, ging sie aus dem Wege; sie entfloh mit einem Zuge von Auswanderern, die, von den Oststaaten kommend, jenseits der Felsgebirge ihr Glück gründen wollten. Nach manchen Abenteuern ward sie nach Virginia-City verschlagen, wo sie im Hause des Sheriffs ein Asyl und in seiner Schwester eine Freundin fand. Aus Todesnoth war sie von dem wackern Manne gerettet worden.

Ein Schneesturm hatte die Karawane überrascht und auseinander gesprengt. Auf dem Wege, unter einem vorspringenden Felsen verborgen, war Ellen liegen geblieben; erschöpft hatte sie sich niedergekauert und ihre Seele Gott empfehlend die Augen geschlossen. Als sie, von einer starken Hand geschüttelt, dieselben wieder aufschlug, standen die Sterne glänzend und voll am Nachthimmel. Von einem weiten Ritt kehrte Master Dalmouth heim, seine Dogge begleitete ihn. Vor dem Felsen, der einen breiten Schatten in der Mondnacht warf, scheute sein Pferd, der Hund sprang ins Dickicht und bellte. Halb leblos, erstarrt lag Ellen; der Mann wickelte sie in seine Decke, nahm sie aufs Pferd und brachte sie sicher in sein Haus.

In Virginia-City begann ein zweiter Abschnitt in Ellen's Leben.

Sie wollte sich ihrer neuen Umgebung nützlich machen und eröffnete mit der Unterstützung Dalmouth's eine Kinderschule, die erste in der kleinen Stadt. Der Zulauf war groß; in kurzem hatte sie die Liebe der Kleinen, die Hochachtung der Eltern gewonnen. Miß Silvia — im Scherz hatte sie der Sheriff so genannt, weil er sie in der Nähe eines noch ungerodeten, von den Indianern als Jagdgrund beanspruchten Waldes gefunden, und der Name war ihr geblieben — galt für ein Wunder. Als Robert Wilson in der Stadt erschien, spielte Ellen schon darin die Rolle einer Fürstin und Seherin. Die Abergläubischen neigten zu der Ansicht, daß sie mit der überirdischen Welt in einem eigenthümlichen Verkehr stände. Die Gemeinde der Bibelchristen und der Brüder des gemeinsamen Lebens, als deren Stifter und Prophet Wilson auftrat, erhielt erst Stärke und Festigkeit durch Ellen's Uebertritt zu ihr. In allen höheren Fragen und Angelegenheiten war sie das Orakel von Virginia-City. Robert Wilson gefiel ihr, weil er ihrem Vater glich, weil seine Erklärungen des evangelischen Textes, seine communistischen, halb theokratischen Grundsätze sie an die Reden ihres Vaters erinnerten, wenn sie ihm des Abends in der sturmumtobten Blockhütte aus der Bibel hatte vorlesen müssen.

Dunkle Tiefen ihrer Seele wurden durch Wilson's Predigten aufgewühlt, während ihre engelhafte Erscheinung, ihr seltsam heiliges Wesen auf ihn wie auf die übrigen Mitglieder der Genossenschaft einen fast zauberischen Einfluß ausübten. Neben dieser Anziehungskraft, die sie gegenseitig zueinander hinzog, und der Uebereinstimmung ihrer Anschauungen verband sie die Erkenntniß, daß ihr Vortheil Freundschaft und gemeinsames Handeln erheische.

Bisher war Ellen in einer Art Selbsttäuschung hinsichtlich ihrer Stellung zu den unsichtbaren Mächten der Welt befangen gewesen; die starken, lebhaften Eindrücke, die sie in ihrer Kindheit von einer einsam wilden, schaurig großartigen Natur, von dem Leben unter den Heiligen am Salzsee empfangen, hatten unverlöschliche Spuren in ihrem Gemüth und ihrer Phantasie zurückgelassen; jetzt, bei reiferem Verstande, mit ihrer Klugheit und ihrem Scharfblick merkte sie, daß man die Frömmigkeit wie ein Geschäft betreiben könne. Zu der unbewußten Heuchelei gesellte sich die bewußte; sie dachte da wohl, daß die delphischen Priesterinnen, von denen sie gelesen, ähnlich verfahren seien und die Kunst Gottes virtuos ausgebildet hätten.

Auf dieser Scheide ihrer Entwicklung hatte sie Ruprecht kennen gelernt. Wüste Gesellen hatte sie

genug gesehen und war an ihnen unerschreckt und ungerührt vorübergegangen. Keiner aber von ihnen allen hatte die Kenntnisse, die Lebensgewandtheit, die für Ellen ganz neue vornehme Weise des Auftretens und der Haltung besessen, wie dieser Deutsche. Durch die Wüstheit und Rohheit eines californischen Goldgräbers brach immer wieder der märkische Edelmann, der Gardeoffizier, der Schüler der preußischen Kriegsakademie durch. Ein Gentleman kommt auf den tollen Einfall, sich als Indianer zu bemalen und indianische Tänze aufzuführen; wie gut er auch den Rothhäuten nachahmt, ganz kann er den Gentleman nicht verleugnen. So erschien Schmettow dem zwanzigjährigen Mädchen. Der Gegensatz ihrer Naturen und ihrer Stellungen trieb sie anfänglich zur Feindschaft. Wie zwei Parteihäupter, an der Spitze der Frommen und der Gottlosen, standen sich der Engel und der große Goliath gegenüber. Im Kampfe erlag der Riese und in dem phantastisch-abergläubischen Zuge, der ihr eingeboren war, sah Ellen in diesem Siege ein Wunder Gottes und zugleich einen Beweis ihrer eigenen Ueberlegenheit und Berufung durch den Herrn des Himmels und der Erde.

Vielleicht würde Alles in einer irdischen Liebe geendet haben, wenn nicht Ellen einen unbezwingbaren

physischen Widerwillen gegen Ruprecht empfunden hätte. So gern sie mit ihm redete, so aufmerksam sie seine Erzählungen von den großen reichen Städten Europas und dem bunten, mannichfaltigen Leben und Genuß in ihnen lauschte, so peinlich war ihr jede, auch die leiseste körperliche Berührung seinerseits.

Allmälig indessen entzündete seine Leidenschaft ihre Sinnlichkeit; Bilder der Lust, die ihrer Erziehung und Umgebung gemäß sich in einen mystischen Schleier hüllten, fingen an, ihre Phantasie zu beschäftigen und ihr Herz zu beunruhigen. Doch Ruprecht war es nicht bestimmt, die Blume zu brechen. Sein gewaltsames Wesen erschreckte sie, und als sie einmal von einem Spaziergange mit ihm in wilder Flucht zurückkehrte und sich, mehr gegen ihre eigenen Gedanken als gegen ihn um Schutz flehend, dem greisen Wilson zu Füßen warf, klagte sie ihn in ihrer Aufregung an.

Wilson hielt ebenso eifersüchtig auf die Herrschaft innerhalb seiner Gemeinde wie auf die Unschuld des „Engels". In einer Berathung mit den Aeltesten brachte er den Fall Ruprecht's zur Sprache. Dessen Sündenmaß war trotz seiner Bekehrung schon wieder voll geworden; seine ungestüme Werbung um Siliva ließ es überlaufen. Unter einem schicklichen Vorwand ward er aus Virginia-City verbannt und ihm ange-

deutet, daß er mit Sir Lynch in unangenehme Berührung gerathen würde, sollte er trotz des Verbotes sich wieder in der Harmonia, im Versammlungshause, vor dem rothen Kreuz im Sternenkranz sehen lassen.

Ruprecht war gegangen; zwei Wochen nach seinem Auszug traf Arthur Gibson, ein junger Millionenmann, der Erbe eines alten Goldgräbers von Sacramento, aus San-Francisco in der kleinen Stadt ein. Mitten in ihrem Gram spielte jetzt ein Lächeln um Ellen's Mund und von einigen heller aufleuchtenden Kohlen glitt ein röthlicher Schimmer über ihr Gesicht.

Leibhaftig stand er wieder vor ihr, ein hübscher, hochaufgeschossener Jüngling mit blondem Backenbart, einem kostbaren Diamantring am Finger und einer blauseidenen Cravatte. Er war des langweiligen, aufreibenden Lebens in den Comptoirstuben San-Franciscos überdrüssig geworden, Geld genug hatte sein Vater gemacht, er wollte genießen und auf der großen Tour seine überflüssige Zeit und sein Gold in angenehmer Weise verbringen. Durch einen Zufall war er nach Virginia-City gekommen; sein Gefährte, der bis Chicago mit ihm gehen wollte, hatte hier mit Robert Wilson ein Geschäft abzuwickeln. Bei dieser Gelegenheit sah Arthur Gibson Miß Silvia und verliebte sich in den „Engel“.

In Ellen zitterte noch die Bewegung nach, die Ruprecht's Leidenschaft in ihrem Gemüth erweckt hatte; die Aussicht, aus diesem öden, verschollenen Erdwinkel endlich herauszutreten, die weite Welt zu durchstreifen, schöne Kleider, goldene Armspangen und Perlenketten zu tragen, einmal andere Reden als die eintönigen über Gottes Wort und den Tag des tausendjährigen Reiches, andere Lieder als das Geplärr düsterer oder abgeschmackter Psalmen zu vernehmen, verband sich mit der erwachenden sinnlichen Neigung; so sehr sie sich von Ruprecht's Persönlichkeit abgestoßen, so lebhaft fühlte sie sich von der des jungen Arthur angezogen. Ihr selbst unbewußt mochte der Reichthum des einen und die Armuth des andern in diese verschiedenen Empfindungen mit hineinspielen. Wie die Dinge lagen, mußten sich die Liebenden zur Flucht entschließen. Schwerlich hätte der heiligen Bob seinen Engel gutwillig mit einem Moabiter in die Welt Satans ziehen lassen.

Die Entführung glückte; unangefochten kamen Ellen und Arthur nach den glänzenden Städten des Ostens. Zuerst war wohl von einer Heirath zwischen ihnen die Rede gewesen, dann aber zog es der schöne Gibson vor, diesen zarten Punkt nicht weiter zu berühren, und Ellen bestand nicht darauf, weil sie etwas wie eine

Weigerung seinerseits befürchtete und klug berechnete, daß eine Geliebte auf einen Mann wie Arthur stets einen größeren Einfluß haben würde als eine Gattin.

Das war eine tolle Zeit gewesen.

In Ellen's Herzen keimten alle Sünden auf. Sie liebte den prächtigen Schmuck und die schwelgerischen Feste. Wie in der andächtigen Versammlung in der Harmonia gab sie auch bei einem Bacchanal die Königin ab. Wohlig umrauschte sie der Strom irdischer Lust, wie ehemals die Flut göttlicher Liebe. Den gutmüthigen, sinnlichen Gibson leitete sie ohne Mühe nach ihren Launen, langsam zerrann seine Million zwischen ihren Fingern.

Von Newyork hatten sie sich nach Paris begeben, um dort in der Stadt der Freude den Becher des Genusses bis auf den Grund auszukosten. In Silvia — denn so nannte sie sich noch immer — war eine Unersättlichkeit; sie hatte zu lange in der Askese bei dem Unsichtbaren gedürstet und gehungert und wollte gleichsam den versäumten sinnlichen Genuß von Jahren in Monaten nachholen. Wo sie erschien, fiel ihre Schönheit, durch die Anmuth ihrer Bewegung und den Wohlanstand ihres Benehmens unterstützt, durch ein glänzendes Gewand gehoben, allen auf; den Männern

war sie ein Ziel ihrer Wünsche, ihrer Sehnsucht und Begierde, den Frauen ein Gegenstand des Neides.

Die Abhängigkeit von Arthur, die sie in Newyork ertragen, wurde ihr in Paris lästig. Während er jetzt wieder voll Eifer den Heirathsplan hervorholte, war sie weiter als je von dem Gedanken einer dauernden Verbindung mit ihm entfernt. Unter den Männern, die sie in der französischen Hauptstadt kennen lernte, nahm er an Bildung und Feinheit einen sehr niedrigen Platz ein. Viele übertrafen ihn an Schönheit und Witz, manche an Reichthum. Ueberdies dachte Gibson seinen hinschwindenden Dollars und Bankbilleten gegenüber an eine Einschränkung seiner Ausgaben. Er wurde, wie es Miß Silvia bezeichnete, zum schmuzigen Knauser. Nicht Gibson hatte sie fallen lassen, sie hatte ihm eines Tages erklärt, daß seine Besuche ihr lästig wären, und war, da die Jahreszeit gerade rauh aus mildem Spätherbstwetter in winterliche Kälte umgeschlagen, nach Nizza abgereist. Von Arthur Gibson hatte sie seitdem kein Lebenszeichen mehr empfangen, weder von ihm noch von Andern. Er mochte das beste Theil erwählt haben und mit dem Rest seines Vermögens nach Californien zurückgekehrt sein.

„Bob Wilson kann ihm das Versöhnungskalb schlachten“, spottete Silvia ihm nach, „und mit ihm

grübeln, ob in dem Kind des Waldes ursprünglich ein Engel oder ein Dämon gesteckt hat."

Sie wußte es selber nicht. Zuweilen glaubte sie wie der Engel des Morgens einen Himmelssturz erlitten zu haben; aus seinen lichten Höhen habe sie Gott in den dunklen Pfuhl der Sünde, ihren geistigen Hochmuth zu strafen, hinabgestoßen; ein anderes Mal, wenn sie, herrlich geschmückt, einen Kranz von Weinlaub und Rosen im Haar, zum Fest bereit, vor ihrem Spiegel stand und sich anlächelte, war sie überzeugt, daß erst jetzt ihre wahre Natur zum Durchbruch gekommen, erst jetzt der Schmetterling sich entpuppt habe. Ihre Gebete, ihre andächtigen Verzückungen aus der Jugendzeit betrachtete sie als die Verirrungen einer kindischen Phantasie und eines weltunerfahrenen Herzens. Nicht drüben, hienieden allein war Lust und Genuß zu finden; das Jenseits erschien ihr wie eine unermeßliche grüne Wiese voll wandelloser Stille, ohne Wechsel, ohne Ausblick, die Seligkeit wie der gähnende Schlund der Langweile. Es waren Vorstellungen für die Thoren und die Feigen, welche den Tod fürchten. Einem muthigen Geist wie dem ihrigen vermochte der Gedanke, daß mit dem Erlöschen des Lebensfunkens Alles vorüber sei, keinen Schrecken einzujagen. Dennoch pflegte sie so wenig als möglich über die letzten Tage

nachzusinnen. Die Wellen kommen und gehen, so die Tage und Schicksale der Menschen; nach dem Woher und Wohin zu fragen, bleibt ewig vergeblich.

In Utah, in Virginia-City konnte sich ein armes, von dem Glanz des Lebens ausgeschlossenes, in eine traurige und wüste Gesellschaft von Strolchen und Farmern, von Bäuerinnen und Dirnen, von verrückten Heiligen und gewaltthätigen Abenteurern gerathenes Mädchen solchen Einfällen überlassen, in Paris, in Nizza hatte es Besseres zu thun. Jeden Tag angenehm zu verbringen, an jedem neue Eindrücke einzunehmen, das ist die große und die schwere Kunst des Lebens.

In dem weiten Kreise von sogenannten guten Freunden und Freundinnen, in dem Strudel von Festen und Zerstreuungen, in dem sich Silvia befand, wäre es ihr auch in anderer Stimmung nicht leicht geworden, den Erinnerungen aus der Vergangenheit nachzuhängen. Erforderte es doch schon eine Anstrengung, bisweilen einen Blick aus der Gegenwart vorwärts in die Zukunft zu werfen und inmitten des hellen Heute ein wenig für das dämmernde Morgen zu sorgen.

In Nizza war ihres Bleibens nicht lange gewesen; ein Duell, ihretwegen unternommen, mit unglücklichem Ausgang für einen jungen Italiener, den einzigen

Sohn und Erben eines vornehmen Geschlechts, machte ihr den Aufenthalt peinlich und verhaßt, nicht sowohl wegen des Todes ihres Anbeters — sie hatte schon die Kälte und Selbstsucht des Herzens gewonnen, die dazu gehört, um die Männer auszubeuten und die Löwin der Gesellschaft zu sein — sondern weil ihr das Aufsehen, das der Vorfall erregt hatte, die Ruhe störte. Mit einer Freundin, einer polnischen Gräfin, ging sie nach London.

In aller Tollheit und dem raschen Wechsel ihrer Launen wußte sie doch den Werth des Geldes zu schätzen. Arthur Gibson hatte ihr im ersten Rausch der Liebe eine nicht unbedeutende Summe geschenkt und sie hatte bisher mit derselben waghalsig und glücklich an der Börse gespielt. So war sie nicht mittellos und konnte sich in London eine freundliche Heimstätte schaffen; sie wohnte mit ihrer Freundin zusammen. An Freunden würde es ihnen bald nicht gefehlt haben; vielleicht bethörte Silvia's Lied sogar einen irrenden Odysseus — in Träumen sah sie sich schon als Lady, als Viscounteß oder gar mit der Herzogskrone auf der Stirn in dem Empfangssaal der Königin. Was so vielen Sirenen geglückt war, warum sollte es ihr nicht glücken? Da kam unerwartet die Heimsuchung.

Nach einer frei und toll durchschwärmten Nacht

war sie von einer heftigen Krankheit ergriffen worden. Der Arzt erklärte das Leiden mit einem bedenklichen Gesicht für ein typhöses Fieber und drang selbst darauf, daß sie um der besseren Pflege und Wartung willen ihre Wohnung, die überdies in einem von der Seuche stark heimgesuchten Bezirke lag, verließe und in einem der ersten Hospitäler ein besonderes Zimmer nähme.

Hier schwebte sie viele Tage zwischen Tod und Leben, allein, ohne das Gesicht eines Freundes zu sehen oder die Stimme einer Freundin zu hören, nur von den Wärterinnen und den Aerzten der Anstalt umgeben, auf ein kurzes und karges Gespräch mit ihnen als auf ihre einzige Unterhaltung angewiesen. Die Bücher, die man ihr brachte, als sie, endlich genesen, nach Lectüre verlangte, waren die Bibel, anglikanische Gebetbücher, Milton's „Verlorenes Paradies" und Bunyan's „Pilgerreise."

So wurden ihre Gedanken wieder in den Kreis jener Anschauungen und Vorstellungen zurückgeführt, die einst das Kind und die heranreifende Jungfrau beseligt, in jene stille Sphäre voll heiligen Schauers, aus der sie nie trotzig und eigenwillig hätte fliehen sollen. Das Bild ihrer früheren Reinheit, des Friedens, den sie ehemals genossen, stellte sich wie ein idealischer Zustand der traurigen Gegenwart gegenüber.

Aber so leicht wich die Sünde nicht; es bedurfte noch stärkerer Schläge, ehe die Wandlung zum Durchbruch kam.

Genesen, wenn auch noch nicht wieder im Vollbesitz ihrer Kräfte und ihrer Schöhnheit, hatte Silvia die Heilanstalt verlassen; die Vorsteher des Hauses, der Geistliche, die Aerzte bis hinunter zu den Dienerinnen fanden kein Ende, ihre Geduld und Sanftmuth, ihre Frömmigkeit und Herzensgüte zu loben. Gern hätten sie das eigenthümliche Mädchen in ihrem Hause behalten, sie glaubten ihren Beruf zur barmherzigen Schwester erkannt zu haben. Allein Silvia hatte auf die Vorschläge, die ihr in zarter Weise gemacht wurden, stets eine ausweichende Antwort gegeben, und stärker in sie zu dringen wagte Niemand.

Als sie zum ersten Mal nach drei Monaten wieder auf die Straße trat, war es ihr doch wie einem, der, dem Gefängnisse entflohen, die langentbehrte Luft der Freiheit einathmet. Nein, sie war noch nicht willens, die Welt und die Freude aufzugeben. Zwar, was sie befürchtet hatte, traf ein: ihre Wohnung war von Fremden eingenommen, ihre Freundin verschwunden, mit ihr das ganze Besitzthum Silvia's. Die theuren Schmucksachen, die prächtigen Kleider, so viele zierliche und kostbare Geräthschaften, das Geld — die

Freundin hatte Alles als eine herrenlose Erbschaft betrachtet.

„Sie hat mir kein so zähes Leben zugetraut“, sagte Silvia, runzelte die Brauen und legte die Hände zusammen. „Muth, ich muß von neuem anfangen!“

Sollte sie den glücklichen Zufall oder ihre eigene Vorsicht preisen? Bei ihrer Uebersiedelung nach dem Hospital hatte sie eine größere Summe zu sich gesteckt, um die Kosten des Aufenthalts zu decken und im äußersten Falle „mit Anstand“ begraben zu werden. Es fiel ihr ein, daß dies ihr letztes Wort zu der treulosen Freundin gewesen war. Den Rest dieser Summe, eine Hundertpfundnote, hatte sie in der Tasche, um den Hals an goldener Kette noch eine theure Uhr, an dem Finger einen Ring mit einem Amethyst; es war das erste Geschenk Arthur's gewesen, Amethyste bringen Glück . . .

„Bringen Glück!“ seufzte sie jetzt und fuhr empor.

Wieder wie an jenem Frühlingsmorgen unter den Bäumen des einsamen Cavendish-Square zwischen der Oxford- und Harleystreet rückte sie an dem Ringe und ließ den Stein beim Feuer des Kamins blitzen.

Neben dem Amethyst Arthur's schmückte der dunkle

Opal Martin Greif's ihren Finger. „Und sie haben mir beide das Glück nicht gebracht!"

Warum hatte sie damals, wo sie verlassener, ärmer, hülfloser als in ihrer jetzigen Lage gewesen war, dennoch der Zukunft freudiger und entschlossener entgegengeblickt? Waren es die fünf Jahre, die zwischen heute und jenem Tage lagen, unter deren Last ihr Geist seine Kühnheit und Spannkraft eingebüßt hatte? Oder hielt sie eben nur noch eine, die letzte Karte in der Hand und fürchtete sich, sie auszuspielen?

Sie hatte sich einen Stuhl an das Feuer gerückt und die Augen geschlossen, um weiter zu träumen.

Die Stille im Hause, das Halbdunkel im Gemach, die körperliche Ermattung trugen dazu bei, ihre einmal erregte und in eine bestimmte Richtung gewiesene Phantasie nicht mehr aus dem Zauberkreis der Vergangenheit zu lassen.

„Du brauchst dich nicht zu verkaufen und nicht zu verhungern", hatte sie sich damals gesagt und beschlossen, den leichten Kahn ihres Lebens durch den Ocean Londons zu steuern.

Eine kleine Wohnung war schnell gefunden; wie noch überall kam ihr auch hier wieder die Bescheidenheit ihres Auftretens, der schwer zu beschreibende und stets wirksame Heiligenschein und Duft, der sie um-

schwebte, zu Hülfe. Ihre Wirthsleute waren von der stillen, frommen jungen Dame, die Miethe und Kostgeld, ohne zu feilschen, zahlte, entzückt. Ihrem ganzen Wesen nach hielten sie Miß Ellen Wood — den Namen Silvia hatte sie „für eine Weile" über Bord geworfen — für eine Lehrerin.

Der erste Feind, dem Ellen auf ihrer Bahn begegnete, war die Langeweile. „Was thun?" fragte sie und starrte in die Wolken. Bisher hatte sie immer Beschäftigung und Zerstreuung gehabt. In der Salzseestadt hatte sie zu lernen, in Virginia-City zu lehren. Die unsichtbare Welt beschäftigte ihren Geist, ihre Hände arbeiteten für die Kinder, die Armen und die Kranken. In Arthur's Gesellschaft hatte ein Vergnügen das andere abgelöst, täglich gab es für sie etwas Besonderes zu sehen und zu genießen. Ein ganzer Schwarm huldigender Anbeter hatte sie umgeben; für den einen, der ging, traten zwei neue ein. Alle wetteiferten miteinander, ihre kleinsten Wünsche zu erfüllen; für nichts als für den raschen Wechsel ihrer Launen hatte sie zu sorgen.

Dies freundliche, zu jeder Tollheit aufgelegte, Zeit und Geld mit gleichem Muthwillen vergeudende Gedränge — wo war es?

Vielleicht hätten wenige Zeilen von ihrer Hand

genügt, den einen und den andern Freund schnell wieder in ihre Arme zu führen. Aber ihr Stolz sträubte sich dagegen; sie wollte nicht ganz in die Gewalt eines Mannes fallen. Und wenn sie trotzdem überlegte, wem von allen sie den Vorzug geben sollte, füllte sich ihr Herz mit einem tiefen Widerwillen — sie liebte keinen, nicht einmal mit dem Leichtsinn eines Weibes, das nur für einen Augenblick Zerstreuung wünscht.

Waren es die Nachwehen ihrer langen und schmerzhaften Krankheit, die bacchantische Freude, die ausgelassenen Feste reizten sie nicht mehr. In dem Becher der Lust hatte sie den Tropfen Wermut gekostet, der auf seinem Grunde ruht. Wohl sahen die Männer auf den Straßen und in den Parks dem schönen Mädchen nach, folgten ihr auch, redeten sie an — wie oft hätte es für Ellen nur eines Augenwinks bedurft, um das frühere Leben zu beginnen, aber sie fand keinen liebenswürdig genug, um auch nur sein Geld durchzubringen, wie sie verächtlich zu sich selbst sagte. Ernüchtert aus dem Rausch der Leidenschaft und des Vergnügens erwacht, seufzte sie nach einer sentimentalen Liebe und nach einem idyllischen Glück.

Mehr noch die fürchterliche Leere der Stunden als das tropfenweise Hinschwinden ihres kleinen Schatzes zwang sie zur Arbeit. Sie war nicht unerfahren

in feineren Nähereien und Stickereien; leichter, als es jeder Andern gelungen wäre, erhielt sie, von ihrer Erscheinung und ihrer Anmuth unterstützt, Arbeit. Allein ihre Gedanken, ihre Phantasien wurden von dieser mechanischen Thätigkeit weder ausgefüllt, noch beruhigt; sie erhielten im Gegentheil dadurch eine starke Ueberreizung. Ellen's feine Nerven ertrugen diese mühselige und anstrengende Arbeit nicht lange.

Eines Abends — es war im Mai, und sie hatte, um eine Seidenstickerei zu beendigen, bis in die zehnte Stunde gearbeitet — sagte sie: „So geht es nicht länger; willst du das Einzige, was du besitzest, deine Schönheit, einer solchen Grille opfern? Bist du für die Nadel geboren? Bist du tugendhaft?"

Sie hatte ihren Strohhut aufgesetzt, ein Tuch umgeworfen und verließ ihre Wohnung. Was sie beabsichtigte, wohin sie ihre Schritte richten sollte — sie wußte es nicht und war in ihrer das Schicksal herausfordernden Stimmung nur neugierig, wer ihr begegnen würde, Gott oder der Teufel.

Wie magnetisch von der Fülle der Lichter, dem auf und nieder wogenden Menschenstrom angezogen, eilte sie nach der Regentstreet; sie sehnte sich, noch einmal bunte Kleider, lachende Gesichter zu sehen. Kurz vor seinem Erlöschen verbreitete das Licht der Saison

seinen letzten Glanz. Die Luft war frühlingswarm und schien mit ihrem milden Hauche die Herzen all der Lustwandelnden mit Hoffnungen und Heiterkeit zu beleben. Wenigstens dünkte es Ellen, als sei sie die Einzige in dieser Menge, die freudlos und ziellos dahinschritte. Und wie sie auf und nieder ging, ohne daß einer sie anredete, ohne daß etwas ihre Aufmerksamkeit selte, wie ihretwegen weder im Guten noch im Bösen ein „Wunder" geschah, erblaßte allmälig der Schimmer, wurden die Farben des Bildes dunkler. Selbst die Gasflammen brannten trüber, hohler klang das vorher noch so fröhliche Lachen, und das dumpfe Stimmengebrause scholl um sie her wie das Geräusch der steigenden Flut, welche den unvorsichtigen Wanderer auf der Düne überrascht hat.

Sie suchte ihr, in eine Seitengasse biegend, auszuweichen und verlor sich mehr und mehr, von Straße zu Straße wandernd, ohne die Richtung zu beachten, in dem Häuserlabyrinth der Riesenstadt. Es fiel ihr nicht auf, daß sie in einen andern Stadttheil gekommen, da auch hier die Gassen viel von Fußgängern, Omnibussen und Wagen belebt waren. Dann aber wurde es stiller um sie, die Mitternachtsstunde rückte näher. Aus dem Erdgeschoß eines Hauses mit verhängten Fenstern, hinter denen viele Lichter sichtbar waren,

tobte Lärm und Gesang; durch das rohe Geschrei der Männer klang zuweilen eine Frauenstimme. Im Schatten des gegenüberliegenden Hauses blieb Ellen stehen; die Frauenstimme schien ein Lied zu singen, in dessen Refrain die Männer mit den Gläsern anklingend einfielen.

„Wenn du einmal auch so singen müßtest!“ dachte Ellen und schauderte.

Da war in der Schenke Streit ausgebrochen, ein wüstes Getümmel, ein Geraufe, ein Wuthgebrüll — und nun wird die Hausthür aufgerissen und eine dunkle, schwankende Gestalt hinausgestoßen, daß sie schwer aufstöhnend auf das Pflaster der Gasse niederstürzt.

„Fort mit dem Lordssohn!“ schreien und höhnen die andern hinter ihm her. „Was hat er unter uns zu suchen? Möge er auf der Straße sterben! Singe weiter, Minnie!“

Damit schließt sich die Thür wieder — und unweit von Ellen's Füßen liegt der Unglückliche, blutend, stöhnend sich hin und her wälzend ... ist es im Rausch, ist es im Todeskampf? Das fahle Licht der Gaslaterne fällt auf ein bleiches, entstelltes Gesicht. In einer Regung des Mitleids hat sich Ellen zu ihm herabgeneigt. Er hat einen Messerstich in die linke Seite er-

halten und hält die Hand krampfhaft auf die Wunde gepreßt. Hat sie Gott hierher gewiesen? Ist dies das Abenteuer, das seine Allmacht ihr vorbereitet hat? Ein Cab kommt langsam herangefahren.

„Ihr Name, Ihre Wohnung, Sir?“ sucht sie den Verwundeten aufzurütteln.

Keine Antwort, er lallt nur.

Verwundete, Trunkenbolde hat Ellen genug in den Minen Californiens, auf den Haiden von Kansas gesehen, und ein Schauspiel, das andere Mädchen entsetzen würde, hat für sie sogar den Reiz des Ungewöhnlichen verloren. Um so stärker regt sich das Mitleid in ihr und vielleicht, wenn sie ihre Empfindungen noch genauer zergliedern könnte, eine unbestimmte Hoffnung, die das Wort „Lordssohn“ erweckt hat; ihre Selbstsucht hat dadurch einen Anstoß erhalten, der nacheinander die Kräfte ihrer Seele in Bewegung setzt. Mit Hülfe des Kutschers bringt sie den Verwundeten in den Wagen, setzt sich zu ihm und schafft ihn ihre Wohnung.

Der Kutscher, der herbeigeholte Wundarzt mochten sie für eine leichte Dirne halten, ihre Wirthsleute den Kopf schütteln; unbewußt, dem innern Drange folgend, hatte Ellen mit ihrer raschen That eine Wandlung ihres Lebens herbeigeführt.

Aus den Papieren, die der Verunglückte bei sich trug, las Ellen noch in derselben Nacht, daß er der zweite Sohn des Lords Darlington auf Folkestone in Somersetshire sei. Die Mutter schrieb dem ungerathenen Sohn in zärtlich rührenden Ausdrücken, wieder zu ihr zurückzukehren, sie hätte ihm die Verzeihung des so tief von ihm gekränkten, an der Gicht darniederliegenden Vaters erwirkt. Aus den zerstreuten Mittheilungen, in halbzerrissenen Briefen und Notizblättern, schien hervorzugehen, daß der junge Mensch, mit seinem Vater längst zerfallen, aus unsinniger Liebe zu einer Straßen- und Tavernensängerin das Haus verlassen und in London einige Monate lang ein wüstes Leben hingebracht habe.

Da der Arzt die Wunde des Jünglings nicht für unmittelbar gefährlich erklärt hatte, fand Ellen die Muße, in einem wohlüberlegten Briefe Lady Darlington das Geschehene noch in derselben Nacht zu schildern.

Drei Tage nachher trat die Lady in Ellen's Zimmer. Wenn sie trotz des Briefes, der echten Bildung, von der jeder Satz desselben, der heroischen Uneigennützigkeit und Barmherzigkeit, von der die That selbst zeugte, doch noch einen leisen Verdacht gegen die Retterin ihres Sohnes im Herzen gehegt hatte, so vertrieb ihn Ellen's Anblick völlig. Sie mit Geld zu belohnen,

dünkte die vornehme, feinfühlige Dame ebenso unwürdig wie unmöglich; sie lud das merkwürdige Mädchen ein, eine Zeit lang auf Folkestone ihr Gast zu sein.

Sobald der Zustand ihres kranken Sohnes die Reise erlaubte, wiederholte die Lady so dringend ihre Bitte, daß Ellen, die sie zuerst in bescheidener Zurückhaltung abgelehnt hatte, nachgeben mußte.

Auch der Lord empfing sie würdig und freundlich. Durch sein Leiden an das Bett und den Lehnstuhl gebannt, war er ein eifriger Leser der Bibel und theologischer Schriften geworden Keine bessere Gesellschafterin hätte er sich da wünschen können als Ellen. Mit der Hartnäckigkeit eines Autodidakten, der, stolz auf die durch eigenes Nachdenken erworbene Wissenschaft, die Studien der „Fachgelehrten" verachtet, hatte er eine Erklärung der Offenbarung des Apostels Johannes bis in die kleinsten Einzelnheiten des phantastischen Buches ergrübelt und quälte seine Umgebung mit diesen Erläuterungen. Bisher war der Pfarrer des Dorfes das einzige, geduldig ausharrende Opfer seiner Gelehrsamkeit gewesen, Ellen wurde das zweite. Mit einem Anflug übermüthigen Humors ergab sie sich in ihr Geschick. Hatte sie doch schon eine gewisse Sicherheit und Uebung im Umgang mit den Narren des Unsichtbaren erlangt. Dazu reizte sie der Stoff; auch für

sie war das himmlische Jerusalem, das der Seher in den Wolken des Abends als goldene Stadt mit Edelsteinen und Perlen geschmückt, herniedergefahren aus dem Himmel Gottes, zu erblicken gewähnt, einmal in Stunden schaurig süßer Verzückung eine irdische Erwartung gewesen.

Zuweilen ließ sie sich von dem alten Herrn überzeugen, noch häufiger stritt sie mit ihm. Klüglich hatte sie ihre Vergangenheit verschwiegen; sie war eine Amerikanerin aus Massachusetts, aus einer alten echten Methodistenfamilie, die mit einem bescheidenen Erbtheil nach Europa gekommen war, aus Reisetrieb und um sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen, wie sie denn jetzt mit besonderem Eifer die deutsche Sprache bei dem Pfarrer lernte, der einige Jahre auf deutschen Universitäten studirt hatte und vor dem Lord für einen „Freidenker" galt.

Sowohl ihre religiöse Gesinnung wie die Pflege und Sorge, die sie ihm widmete, verschönten das freudlose Dasein des Lords. Seine Gemahlin lebte nur ihrem jüngsten Sohne, ihrem Lieblinge, und suchte in der Nachbarschaft eine glänzende und reiche Heirath für ihn; ihren Gatten, für dessen theologisches Steckenpferd sie eine tiefgewurzelte Abneigung hatte, weil sie dieser Liebhaberei und der beständigen Beschäftigung

mit „übernatürlichen Vorstellungen" seine Grämlichkeit, die schlechte Erziehung seiner Söhne und den Verfall seines Vermögens zuschrieb, vernachlässigte sie. Ihrer Zeit war sie eine muntere Frau gewesen, welche die Gesellschaft und die Vergnügungen der großen Städte geliebt. Erst als sie die Unordnung in den Geldangelegenheiten des Hauses entdeckt, hatte sie sich nach Folkestone, wo der Lord schon lange einsam hauste, zurückgezogen, um die Leitung des Hauses in ihre Hand zu nehmen. Sie fürchtete, daß bei dem Tode des Vaters ihr Liebling Francis ganz mittellos dastehen würde. Ihrer Klugheit und Entschlossenheit war die Wiederherstellung des zerrütteten Wohlstandes gelungen. In diesen irdischen Dingen befangen, fand sie freilich, wie Lord Darlington achselzuckend bemerkte, keine Zeit für die höheren Güter. So gereichte auch für sie Ellen's Eintritt in das Haus zum Segen. Das junge Mädchen enthob sie der drückenden Last, für die Unterhaltung und die gute Laune des Lords zu sorgen.

Alles schien sich zu vereinigen, Ellen hier eine sichere und behagliche Ruhestätte zu bereiten. Mit Achtung und Freundlichkeit kam ihr die Lady entgegen; Francis sah zu ihr mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht, wie zu einem strafenden und doch rettenden Engel auf; der Lord überhäufte sie mit Liebenswürdigkeiten.

Sie selbst hatte zunächst keinen Wunsch. Während des Sommers und eines schönen Herbstes war der Landaufenthalt in einer lieblichen Gegend, unter schattigen Bäumen, auf grünenden Wiesen, am Ufer eines klaren Baches, mit dem Ausblick auf malerische Hügelreihen, ohnedies dem Verweilen in London vorzuziehen. Dazu das wohleingerichtete Haus, die Sorglosigkeit des Lebens, daß sie nicht mehr, wie in den letzten Tagen in London, an jedem Morgen ängstlich ihre Ausgaben zu berechnen und den Inhalt ihrer Börse zu prüfen brauchte; der phantastische, verklärende Schein um ihr Haupt: Ellen wäre eine Thörin gewesen, hätte sie ohne Noth eine solche Stellung aufgegeben. Ihre Gesundheit kräftigte sich in der frischen klaren Luft; ihrem Geiste öffneten sich neue, bisher verschlossene Gebiete des Wissens. Sie lernte den dogmatischen Aufbau des christlichen Glaubens kennen, der so lange nur als Gefühl des Göttlichen in ihr gelebt. Auch das Rüstzeug der Theologen, die Bibelwissenschaft, wurde ihr geläufig. Aber soviel sie an Kunstfertigkeit in der Behandlung der letzten Fragen und des Unsichtbaren gewann, so viel verlor sie an innerer Ueberzeugung, an Hingerissenheit und Schwärmerei. Die unbewußte leise Heuchelei und Selbsttäuschung, die jeder religiösen Verzückung anhaftet, verwandelte sich ihr allmälig

zu einer Kunstfertigkeit, die sie nach Belieben hervorrufen konnte.

Früher war es eine Wolke gewesen, die sie umschwebte, sie machte sich einen Schleier daraus, in dem sie sich kunstvoll drapirte. Ob es einen Gott als Schöpfer und Lenker der Welt, ob es eine Unsterblichkeit der menschlichen Seele gibt? Sie ließ ihre Gedanken und ihre Zweifel nicht bis auf die Tiefe des Brunnens der Erkenntniß dringen. Ihr ganzes Dichten und Trachten, ja ihr Leben hatte sich auf dieser Grundlage erhoben, sie wollte sich nicht den Boden muthwillig unter den Füßen fortziehen. Schon wußte sie aus eigener Erfahrung, daß in diesem Reiche zwischen Himmel und Erde derjenige am besten die Andern täuscht, der sich selbst zuerst getäuscht hat und diese Täuschung zu erhalten versteht.

Es war nicht ihre Schuld, daß eine Verwickelung eintrat, die ihr den Aufenthalt in Folkestone unmöglich machte. Leicht hatte sie die Absichten der Lady, ihren Sohn Francis vortheilhaft zu verheirathen, durchschaut und unterstützte dieselben nach Kräften. Sie liebte den jungen Mann nicht und war zu klug, ein aussichtsloses Verhältniß zu beginnen. Ja, wenn er der Erbe gewesen wäre! Aber der älteste Sohn war verheirathet und wenige Wochen nach Ellen's Ankunft

in Folkestone war ihm ein Knabe geboren worden. Nur durch eine reiche Frau konnte sich Francis aus der bescheidenen Stellung, die ihm in der Zukunft bestimmt zu sein schien, erheben. In diesem Sinne hatte sich die Mutter unter den Töchtern des Landes nach einer Lebensgefährtin für ihn umgesehen und dieselbe in der Miß Alice Perkins gefunden.

Alice war die Tochter eines angesehenen, wohlhabenden Londoner Banquiers, mit dem die Lady in längerer Geschäftsverbindung stand. Mit seiner Tochter hatte er einige Monate zwei Jahre hintereinander als gern gesehener Gast auf Folkestone zugebracht. Diese Besuche hatten die jungen Leute einander genähert, Alice hatte eine heftige Neigung für Francis gefaßt, die leider nicht von ihm erwidert wurde. Jetzt, nach dem unglücklichen Ausgang seines Abenteuers, das ihn an den Rand des moralischen und physischen Todes gebracht hatte, glaubte ihn die Mutter zerknirscht und reumüthig genug, um ihn ohne Widerstand ihre Wege zu führen. Aber Francis blieb unbeugsam. In ihrer Eifersucht bildete sich Alice ein, da man ihr die schlimmere Hälfte von dem tollen Streich ihres „Zukünftigen“ verschwiegen hatte, daß die Gesellschafterin des Lords das Haupthinderniß ihrer Verbindung sei. Ihr Verdacht wurde, als sie

unerwartet mit ihrem Vater „auf einen Tag", im „Vorüberfahren", auf Folkestone eintraf, durch den Anblick Ellen's zur Gewißheit bestärkt. Umsonst versuchte die Lady, ihr den Argwohn zu benehmen. Wohl überzeugte die besorgte Mutter, die ihren Lieblingsplan so von zwei Seiten her bedroht sah, den Banquier von der Grundlosigkeit des Verdachts, aber Alice schöpfte aus Allem, was Ellen sagte oder that, Nahrung für ihre Eifersucht. Schnell gefaßt, wie sie es stets in den großen Entscheidungen ihres Lebens war, erklärte Ellen der Lady, daß die Stunden ihres Aufenthalts in Folkestone gezählt seien und daß sie sich zur Abreise rüste.

Nicht nur die Lady war betrübt und unzufrieden über den Abbruch eines Verhältnisses, von dem sie sich des Guten und Schönen so viel, besonders für ihren Gatten versprochen, auch Perkins empfand es schwer, daß einer Grille seiner Tochter wegen eine so liebenswürdige, gebildete und wahrhaft fromme junge Dame, wie ihm Miß Wood erschienen, ihr sicheres Heim verlieren sollte. Er betrachtete es als eine Ehrenschuld, ihr eine andere, noch bessere und freiere Stellung, als die war, die sie in Folkestone genoß, zu verschaffen.

Freundlich bahnte der Zufall einen Ausweg aus all diesen Verlegenheiten.

Von seinem deutschen Geschäftsfreunde Martin Greif erhielt in diesen Tagen Perkins einen Brief mit der Bitte, ihm für seine leidende Tochter eine englische Gesellschafterin zu empfehlen, das Kind habe sich nun einmal in den Kopf gesetzt, eine englische Freundin um sich zu haben. Perkins kannte die Verhältnisse im Hause Martin Greif's ziemlich gut; der Sohn seines Geschäftsfreundes hatte ein Jahr in seinem Comptoir gearbeitet; vor einer Gefahr wie diese, die Ellen jetzt aus Folkestone vertrieb, war sie dort wenigstens sicher. Der junge Greif verliebte sich sicherlich nicht in eine Dame, die der Vater ins Haus gerufen. So unterrichtete der Banquier Miß Wood von dem Auftrag, der ihm geworden. Er schilderte ihr die Vortheile der neuen Stelle so lebendig, daß Ellen, wie überwunden von seiner Beredtsamkeit, nachgab. In kurzem mußte sich doch das für sie bisher so gastfreundliche Haus in ein feindliches verwandeln; sie zog es vor, durch ein freiwilliges edelmüthiges Opfer die Ruhe der Familie zu sichern und selbst die boshafte Alice zur Anerkennung ihrer „höheren Natur" zu zwingen. Ganz heimlich regte sich die Furcht in ihr, der Nebenbuhlerin möchte es einmal gelingen, die Geheimnisse ihrer Vergangenheit aufzuspüren. In Deutschland war sie auch vor solchen Enthüllungen für immer bewahrt.

Reich ausgestattet durch die Güte der Lady und des Banquiers, von den Segenswünschen des Lord Darlington und den schmerzbewegten Abschiedsgrüßen des jungen Francis begleitet, der sich endlich mit gebrochenen Flügeln in die Liebe Alicens gefügt hatte, war sie nach Berlin abgereist. Die Ferne zu sehen, neue Menschen kennen zu lernen, hatte für sie immer einen eigenen Reiz gehabt. Sie war dreiundzwanzig Jahre und glaubte, daß ihr weiterer Weg durch das Leben nun fest vorgezeichnet und durch Schranken, die sie weder übersteigen noch durchbrechen könnte, geschlossen sei. Die Briefe Perkins', das Zeugniß der Lady, die ihr vorangegangen waren, hatten sie dem Herrn des Hauses, das sie fortan bewohnen, und dem jungen Mädchen, dem sie sich widmen sollte, als eine ungewöhnliche Erscheinung, mit dem Heiligenschein um das Haupt, geschildert. In ihrem Vortheil lag es, diese Beschreibung nicht Lügen zu strafen; auch merkte sie bald, daß sie aus gewissen Gewohnheiten sich nicht mehr herauszureißen vermöchte.

Wie ein enganliegendes Gewand hatte sich die Frömmigkeit um sie und an sie geschmiegt. Wiederholt hatte sie sich gesagt: „Was hilft es dir, wider den Stachel zu lecken? Gott läßt dich nicht mehr los!"

Und jetzt — nach vier Jahren! Nein, in diesem

Augenblick war sie nicht Gottes, sondern des Dämons. Die verzehrendste Leidenschaft erfüllte sie. Wo sie auf dem Punkte stand, den geliebten Mann für immer an eine Andere zu verlieren, fachte die Eifersucht das Feuer der Liebe um so heftiger an.

Wie hatte sie gekämpft, welche Demüthigungen ertragen, welche Aussichten von sich gewiesen — einzig in dem Gedanken, doch noch einmal seine Neigung zu erringen! Wenn nur die Stunde schlug, wo sie ihr Inneres vor ihm enthüllen, wo sie ihm beweisen konnte, daß der Antrieb zu all ihren Handlungen, den guten wie den schlimmen, die Liebe zu ihm gewesen, eine blinde, unbändige, nichts achtende, von nichts wissende Liebe — sie traute ihrer Schönheit noch immer die Kraft zu, ihn zu fesseln und festzuhalten. Aber statt näher zu rücken, schien diese Stunde sich immer weiter zu entfernen. Wie oft hatte sie geglaubt, daß ein Wort alle Geheimnisse zwischen ihnen aufklären, alle Vorurtheile verbannen müsse, und jedesmal hatten die Umstände nur die Kluft zwischen ihnen erweitert! Wie oft hatte sie ihm: „Ich liebe Dich!“ zurufen wollen und war stets durch ein Zittern ihres Herzens zurückgehalten worden — durch die Ahnung, daß er sich kalt von ihr abwenden und daß damit Alles zwischen ihnen aus sein würde!

Vom Beginn ihrer Bekanntschaft an hatte es Irrung nach Irrung, Mißverständniß und Feindschaft zwischen dem Sohne des Hauses und der englischen Gouvernante gegeben. Je mehr Ellen suchen mußte, dem Vater zu gefallen, um überhaupt im gelben Schlößchen bleiben zu können, desto sicherer mißfiel sie Bruno. Auf sie hatte seine Erscheinung den stärksten Eindruck geübt, ihn ließen Ellen's goldenes Haar und ihre Engelsmiene kalt. In ihren schüchternen Annäherungsversuchen sah er nur die listigen Bemühungen eines ränkesüchtigen Weibes, mit einem reichen jungen Manne einen verhängnißvollen Roman zu spielen. Ihm war die Religion gleichgültig, ihr war sie einst die Sache ihres Herzens, ihrer Phantasie gewesen und dann allmälig zu dem Instrumente geworden, auf dem sie ihre Kunstfertigkeit zeigte. Sie konnte sich nicht mehr von diesem „frommen Wesen und Schein" trennen, und was würde es ihr auch ihm gegenüber genützt haben? Er hätte über die entlarvte Heuchlerin triumphirt.

Wenn einmal zwischen Personen, die nicht jede Berührung miteinander vermeiden können, Abneigung und Verstimmung eingetreten ist, so erheben sich aus den Umständen und Begebenheiten wie unter einer höheren Leitung stets neue Gründe und Ursachen der

Feindschaft. Ellen's wachsender Einfluß bei seinem Vater erzürnte Bruno; hitzig und stolz, wie er war, verargte er es ihr, daß sie Vater und Sohn versöhnen wollte. Was sie aus Liebe zum Frieden, aus der Fülle ihres Herzens heraus, beinahe ohne jeden selbstsüchtigen Zusatz und Nebengedanken that, schalt er hochmüthige Ueberhebung. Durch ihre Vermittelung wünschte er seinen Frieden mit dem Vater nicht zu machen.

Als die Wolfharts das gelbe Haus verlassen mußten, wurde ihr die Möglichkeit einer Verständigung mit Bruno abgeschnitten. Er wie alle Freunde und Diener Martin Greif's betrachteten sie als die Urheberin dieser Verbannung. Gewiß, sie hatte Nothwehr geübt und dem alten Wolfhart redlich seinen Haß heimgezahlt; von Eifersucht gepeinigt, hatte sie das aufkeimende Liebesverhältniß Clara's und Bruno's bewacht, aber ihr Schrecken und ihre Bestürzung, als ihr Martin Greif seinen unabänderlichen Entschluß ankündigte, waren nicht minder groß als der Schmerz und der Unwille der von einem so harten Befehl Betroffenen. Nicht allein empfand sie auf der Stelle, daß ihr Bruno diese Vertreibung der Geliebten nie verzeihen würde, sie fürchtete auch, daß seine Liebe zu Clara jetzt alle Rücksichten von sich werfen und nur ihrem eigenen Sturm und Drange folgen möchte.

Da dies nicht geschah, schöpfte sie Hoffnung. Bruno's Neigung zu Clara schien nicht von jener Heftigkeit der Leidenschaft erfüllt zu sein, die Allem Trotz bietet, um zu ihrem Ziel zu gelangen. In dieser Erkenntniß knüpfte Ellen nach dem Tode des alten Wolfhart den Verkehr mit Clara wieder an. Was sie damals wie aus unbewußter Eingebung nur in dem halb unklaren Wunsche, die Nebenbuhlerin unter ihren Augen zu haben, gethan, das hatte sich seitdem als kluge Berechnung erwiesen. Ohne Clara hätte ihr jede Anknüpfung mit Bruno gefehlt, durch Clara stand sie in engster Verbindung mit ihm.

Hatte Schmettow richtig gesehen? War Bruno's Liebe nicht bei Grüßen und Worten stehen geblieben? Sie hätte vor Wuth laut aufschreien mögen und lachte doch nur — ein böses Lachen mit zusammengepreßten Lippen. Absichtlich hatte sie die Augen über das Abenteuer, das sich in ihrem Hause abspielte, geschlossen und auch dem überall herumspähenden und horchenden Gottfried befohlen, in diesem Falle nichts zu sehen und nichts zu hören.

Ein Abenteuer — sie hoffte auf einen tragischen Schluß. Haß und Neid, die so lange auf dem Grund ihrer Seele gegen die beglücktere Nebenbuhlerin geschlummert hatten, erhoben ihre schlaugenumringelten

Häupter. Gerade durch ihre Liebe hatte sie Clara verderben wollen. Nach einem kurzen Rausch der Leidenschaft würde Bruno sie verlassen — wer konnte vorhersagen, zu welchem äußersten Entschluß verletzte Liebe, Schmach und Elend ein unglückliches Mädchen treiben würden? Dann wäre Ellen als Rächerin der Freundin vor dem erschütterten Bruno erschienen, dann der entscheidende Augenblick gekommen, wo sie ihm die ganze Wahrheit hatte sagen und das Räthsel ihres Lebens lösen wollen.

Tolle Träume! Nicht sie, eine Andere hatte Clara aus seinem Herzen verdrängt — eine Andere, die sie weder zu verderben, noch in ihre Kreise zu zwingen die Macht besaß. In Clara's Geschick wurde sie selbst mit verwickelt. Wenn Bruno sich von der Geliebten losriß, welches Band gab es noch, das ihn an Ellen gefesselt? Dennoch freute sie sich in ihrem Elend, die erste zu sein, die Clara die Treulosigkeit des Geliebten ankündigen könnte.

War es befriedigte Rachsucht oder nur die Sehnsucht, ihren Schmerz in eine gleichgestimmte und noch tiefer von ihm berührte Seele auszuströmen, daß sie jetzt bei einem leisen Klopfen an der Thür ihre Thränen trocknete und das Gesicht mit einem seltsamen Ausdruck der Eintretenden entgegenwendete?

„Ich hörte von Gottfried", sagte Clara, „daß Du schon seit einer Weile wieder zurückgekehrt bist. Aber wie siehst Du aus! Deine Wangen glühen und Deine Hände sind kalt, Du hockst am Feuer — bist Du krank?"

„Nicht kränker als Du. Deine Augen sind roth vom Weinen."

„Was fällt Dir ein! Ich habe zu anhaltend gearbeitet."

Ellen rührte sich noch immer nicht aus ihrer Lage.

Clara hatte ihr gegenüber auf einem kleinen Sessel Platz genommen und die Hände mit einer Bewegung tiefer Erschöpfung und Niedergeschlagenheit in den Schooß sinken lassen.

„Es war eine schauerliche, endlose Fahrt", sagte Ellen langsam, vor sich hinstarrend. „Mich fror, die Seele wie der Körper."

„Ich dachte, daß Herr von Schmettow Dir den schweren, traurigen Gang ein wenig erheitern würde. Er weiß so viele Geschichten und nimmt alle Dinge und Lagen mit gleichem Humor hin."

„Gefällt Dir Herr von Schmettow?"

„Er hat sich gegen Fritz und gegen mich stets so freundlich benommen und bei aller Derbheit seiner Reden ist ihm doch ein . . ."

„O, Herr von Schmettow ist ein feiner Mann. Wie gut, daß Du Vertrauen zu ihm hast! Du wirst ihn gebrauchen können.“

„Ich — ihn? Wie verstehst Du das?“ fragte Clara zurück.

In ihrem Erschrecken gab sich ihre mühsam unterdrückte Aufregung kund.

Ellen achtete nicht weiter darauf und fuhr fort:

„Dieser arme Herr Eyssenhart . . . wie er mich dauert! Ich fürchte, er kommt nicht wieder auf. Wenn auch der Arzt sein Fieber heilt, die Wunde seines Herzens kann er nicht schließen. Eine so schwärmerische, so unglückliche Liebe!“

Länger duldete es Clara nicht auf ihrem Sessel; sie sprang auf und umfaßte die Freundin.

Umsonst widerstrebte Ellen und suchte ihr Gesicht abzuwenden. Angstvoll hielt Clara ihre thränenfeuchten Augen auf sie gerichtet.

„Du hintergehst mich nicht mit Deinen Reden“, schluchzte sie. „Du bist so gut, Du willst mich nur auf andere Gedanken bringen, aber wider Willen bricht die Wahrheit durch. Es ist eine traurige Neuigkeit, die Du mir verschweigst.“

Von den Armen der Freundin umschlungen, hatte

sich Ellen erhoben und legte das Haupt auf Clara's Schulter.

„Wir werden uns trennen müssen", flüsterte sie; „lieber heute als morgen."

„Du stößt mich fort, von Dir — aus diesem Hause?"

Clara hatte sie losgelassen.

„Ja, wie ist mir denn?"

Und sie griff mit den Händen nach ihrer Stirn.

„Bist Du es, meine Ellen, die so zu mir spricht? Du, mir Trost und Stütze in jeder Noth! Eben wollte ich mich zu Deinen Füßen werfen und Dir meine Herzensangst . . ."

„Reise, rette Dich!" unterbrach sie Ellen. „Was ich besitze, ist Dein. Seit einer Stunde liege ich auf dem Boden vor Gott im Gebet und flehe um Vergebung einer großen Schuld. Aber nicht an ihn, an Dich habe ich mich zuerst zu wenden. Ich trage die Mitschuld an Deinem Unglück."

„An meinem Unglück . . ."

„Sieh meine Reuethränen", brach Ellen aus, und der eigene Schmerz verlieh ihren Worten den Klang und ihren Zügen den Ausdruck wahrer Verzweiflung; „fühle meinen Jammer und fliehe. Ich kann nicht ruhig werden, ehe ich Dich fern und in Sicherheit weiß."

„Und ich weiche nicht eher, bis Du mir gesagt hast . . .“

Wie mit übermenschlicher Stärke drückte Ellen die Freundin in den Lehnstuhl nieder, bemächtigte sich ihrer beiden Hände und rief:

„Du willst es wissen, Unselige? Bruno Greif heirathet Irene Reinsberg.“

„Ach!“ stöhnte Clara und sank mit umflorten Augen zurück.

Während Ellen die Thränen über die Wangen liefen, beobachtete sie doch mit schadenfroher Genugthuung das blasse, schmerzentstellte Gesicht der Nebenbuhlerin.

„Es kann nicht sein!“ rief Clara wie aus der Tiefe ihres Herzens heraus. „Wenn Du die Schwüre gehört . . .“

„Waren Männer je karg mit Liebeseiden und Gelöbnissen?“ fragte Ellen beinahe spöttisch dagegen. „Sind Männer treu?“

„Du verleumdest ihn. Vergib, ich rede irre. Ein Gerücht hat Dich getäuscht. Mir ins Gesicht soll er es sagen und dann . . .“

„Und dann?“ wiederholte Ellen.

„Dann gehe ich“, sagte Clara mit einem Ton,

dessen Kälte und Bestimmtheit scharf gegen ihre Erregtheit abstach.

„Du!“

Ellen hatte sich hoch aufgerichtet und hielt warnend und beschwörend die drei Mittelfinger ihrer rechten Hand empor.

Statt jeder Antwort senkte Clara das Haupt, als ob sie im Geiste ihr Leben gegen ihr Leid wöge. So vergingen in tiefem Schweigen einige Minuten.

„Noch ist Alles, was jenseits dieser Stunde liegt, dunkel vor mir“, sagte sie darauf. „Aber ich bin still — erzähle mir nun, was Du von ihm erfahren hast.“

Drittes Kapitel.

Es war am dritten Morgen nach diesem Abend voller Stürme und Schmerzen, daß Ellen einen Brief von Schmettow empfing, der ihren unsicher hin und her schwankenden Gedanken ein bestimmtes Ziel gab. Ihres ganzen Einflusses und ihrer Ueberredungskunst hatte es bedurft, um Clara von einem äußersten, nach Ellen's Meinung nicht geziemenden Schritte abzuhalten.

Das leidenschaftliche, aufs tiefste gekränkte Mädchen hatte zu Bruno eilen und von ihm Wahrheit fordern wollen.

„Willst Du ihm noch ein neues Vergnügen bereiten?“ hatte sie endlich Ellen gefragt. „Ihm Gelegenheit geben, Dir sein Mitleid und seine Großmuth zu beweisen?“

Aber auf die Dauer war die Ungewißheit, die Spannung nicht zu ertragen.

Von den Dienern des gelben Schlößchens hatte der alte Gottfried nichts erfahren können; Herr Greif sei viel beschäftigt und habe während der letzten Tage sich in seinem Landhause gar nicht blicken lassen.

Dadurch schien Schmettow's Vermuthung über Bruno's Verlobung eine Bestätigung zu erhalten, doch blieb immer noch ein Zweifel möglich. Nur der Augenschein, Bruno's eigenes Geständniß konnten Ellen wie Clara überzeugen. Und zugleich berechnete Ellen, daß Clara's erschütterte Seele noch eines Anstoßes bedürfe, um ganz unterzusinken. Auch die letzte dürftige Planke mußte der Schiffbrüchigen entzogen werden.

Der drohende Zusammensturz ihrer Hoffnungen hatte in Ellen's Brust die schlimmsten Eigenschaften erweckt; die Furcht, die Erbitterung, die Eifersucht machten sie erbarmungslos. Hatte das Schicksal etwa Mitleid mit ihr gehabt? Wenn sie jetzt das Fahrzeug in die Luft sprengte, befand sie sich nicht selbst darauf?

Der Tag war schön, ein heiterer, ruhiger Decembertag. Blendend glänzten die Schneeflächen im Sonnenschein. Die Fahrstraße, die durch Charlottenburg nach den neuen Villenanlagen von Westend und weiter hinauf nach den kiefern- und birkenbestandenen Höhen vor

Spandow führt, war in eine beinahe spiegelglatte Bahn für Schlitten verwandelt. Mit lustigem Schellengeklingel tummelten sich seit der Mittagsstunde denn auch zahlreiche Schlitten darauf, hinab und hinauf; von dem kümmerlichen Droschkenschlitten mit magerem Pferde bis zu den zierlichen, reich mit Pelzwerk und Decken geschmückten und wohlverwahrten herrschaftlichen Schlitten, die stattliche Rosse, unter ihren bunten Federn und Seidenschleifen, mit dem silbernen Geläut, noch einmal so stolz schnaubend und wiehernd, pfeilgeschwind dahinzogen.

So konnte es Clara nicht auffallen, daß Ellen ihr eine Spazierfahrt nach der Spandower Höhe vorschlug.

„Du brauchst Zerstreuung, Du verkümmerst vor der Zeit in Gram“, meinte sie, als Clara sich sträubte.

Solch freundlicher Bitte war nicht zu widerstehen. Wieder mußte Clara die liebenswürdige Sorge der Freundin um sie, die zarte Schonung ihres Leids bewundern; in allen Lagen blieb sich Ellen gleich, hingebend, barmherzig und nachsichtig.

Von den Zeilen, die ihr Schmettow geschrieben, hatte Ellen nur die Nachricht mitgetheilt, daß er am Abend bei ihnen vorsprechen würde, um sich zu erkundigen, ob ihr die Samariterfahrt zu dem Candidaten keinen Schnupfen eingebracht.

Ein Schlitten war schnell bereit; ein weniger argloses, weniger mit seinem Gram beschäftigtes Gemüth als das Clara's hätte aus dieser Bereitschaft, aus dem Treiben Ellen's, der heute Alles zu langsam ging und jede verlorene Minute unersetzlich schien, auf eine Absicht geschlossen; sie indessen konnte nur der drängenden Freundin Recht geben, daß man den Sonnenschein und die gute Stunde benutzen müsse.

Wie im Fluge ging es dahin. Die scharfe Luft röthete trotz der Schleier, in die sie sich gehüllt, ihre Gesichter; ein frischerer Hauch des Lebens umwehte ihre Stirnen. Obgleich die Bäume, die Felder, die Strecken, die sonst als grünende, blumige Wiesen das Auge ergötzt, vom Schnee bedeckt waren und alles Lebendige wie erstarrt unter ihm lag, webte und arbeitete es überall in der Natur. Weder an Licht noch an Schatten fehlte es dem Landschaftsbilde. Dort blitzten die von den Aesten des Baumes lang niederhängenden eisigen Zacken wie silberne Spitzen im Sonnenschein, hier schüttelte ein Windstoß die feinen Schneestäubchen von den Zweigen. Gegen die schneeigen sonnenbeschienenen Flächen, von denen man geblendet die Blicke abwenden mußte, stachen andere, welche im Schatten lagen, bläulich dunkel im Ton ab. Die Spatzen freuten sich des Lichts und schwirrten und zankten durcheinander, wo sie nur ein

paar Körner auf dem Wege gewahrten. Höher in den Lüften flogen Krähen und Dohlen hin und wieder; auf den Wipfeln der kahlen Bäume, auf dem Thurm der Kirche hockten die schwarzgefiederten Vögel, um sich nach kurzer Rast krächzend von neuem aufzuschwingen.

Durch das langgestreckte Eisengitter, das den Garten des gelben Schlößchens nach der Charlottenburger Straße zu einhegte, konnte man den Laubgang fast bis zum Hause entlang sehen. Unwetter, Sturm und Kälte hatten die schützende Hecke gelichtet und die entlaubten Bäume boten dem neugierigen Blicke kein Hinderniß mehr. Auch das Grabdenkmal unter den Fichten schimmerte in seinen Umrissen hervor, oder war es nur die lebhafte Phantasie Ellen's, die es greifbar vor sich zu schauen glaubte?

Sie streckte die Hand noch der Richtung aus, in der es liegen mußte, und seufzte:

„Wenn die Todten nach um die Thaten der Lebendigen wissen, noch einen Eindruck von denselben empfangen — was empfinden dann jetzt die, welche dort ruhen?“

„Daß sie nichts mehr fühlen, ist ja ihre Seligkeit“, entgegnete Clara. „Viel fürchterlicher wäre es, wenn die Lebendigen wüßten, wie sie gestorben. Aber

zu unserem Glück plaudert das Grab seine Geheimnisse nicht aus."

„Glaubst Du?" fragte Ellen zerstreut und strich über die das Fell eines Tigers in ihrer Farbe nachahmende Decke. „Jede That hat eine Stimme, die früher oder später hörbar wird."

„Sprich nicht so — ich fürchte mich vor Dir. Die Entdeckung würde ihn . . . o, Ellen, Du wirst diese Stimme nicht sein!"

„Gewiß nicht, ich halte meinen Eid. Sind die Todten wirklich so stumm, wie Du denkst, so wird ihn nichts beunruhigen."

Jenseits des königlichen Schlosses wurden die Häuser seltener, nach allen Seiten erweiterte sich die Gegend. Die ansteigende Höhe gewährte einen Rückblick auf die in der Tiefe, in einem grauen Dunstnebel liegende Hauptstadt, eine Aussicht über die Kiefernwaldung im Vordergrunde. Jetzt im winterlichen Nachmittagssonnenschein lohte ein röthlicher Schimmer über die weißbetupften schwärzlichen Wipfel hin, dann bewegten sie sich leise, als hätten sie sich etwas zuzuflüstern, und hier und dort fiel von ihnen eine Flocke Schnee langsam zur Erde.

Nicht ohne Mühe hatte das Pferd die Höhe erreicht; nun eilte es unter dem Zuruf und dem auf-

munternden Peitschengeknall des Kutschers um so schneller auf der Hochfläche hin. Es spitzte die Ohren, es witterte den Stall; vor und hinter ihm Schellengeklingel und lustiges Halloh und Hussah.

Ellen wendete ihr Gesicht zurück; hintereinander fuhren drei prächtige Schlitten mit wohlgestimmtem Geläut die Anhöhe hinan.

Einen Augenblick war es ihr, als stände ihr Herz still.

„Vorwärts!“ mahnte sie darauf den Kutscher.

Ihr Pferd behauptete den Vorsprung. Dampfend hielt es vor dem großen Gasthause, das hier an einem gefälligen Aussichtspunkte — am Fuße der Erhebung fließt die Spree durch Wiesengründe der Havel zu — im Sommer wie im Winter zahlreiche Gäste herbeilockt. Die vornehmeren verweilen nur eine kurze Frist, um eine kleine Erfrischung zu nehmen und ihre Thiere verschnaufen zu lassen.

Gerade als Ellen und Clara aus dem Schlitten stiegen, fuhren die drei andern, die ihnen während des letzten Theils der Fahrt gleichsam auf den Fersen gewesen waren, vor dem schlichten Holzportal, das den Eingang zum Garten bezeichnet, vor. Mit verdrießlichem Gesicht sprang ein älterer Herr heraus; es

ärgerte ihn, in dem Wettlauf den Kürzeren gezogen zu haben, und er betrachtete mit einiger Neugier die beiden Damen, seine Siegerinnen. Unter ihrem grauen Schleier lächelte Ellen; Clara blickte theilnahmlos zu den Wolken empor. So eigenthümlich war die Erscheinung der beiden Mädchen, daß der Herr in ihrem Anschauen beinahe vergaß, seiner eigenen Dame aus dem Schlitten zu helfen.

Darüber waren ihm seine Begleiter zuvorgekommen, zwei jüngere Männer, von denen der eine jetzt einer älteren Dame, der andere einer jungen den Arm reichte.

Ellen machte eine hastige Bewegung, um sich mit ihrer Freundin den Blicken der Gesellschaft zu entziehen; diese Bewegung riß Clara aus ihrem träumerisch verlorenen Starren. Wie angewurzelt blieb sie stehen; dicht an ihr vorüber schritt Bruno mit Irenen. Hinter einem tiefen Gruße suchte er seine Bestürzung, seine Verlegenheit zu verbergen; artig folgten die andern Herren seinem Beispiel. Förmlich dankte Ellen.

Clara hatte sich nicht gerührt; erst als die Voranschreitenden sich weiterhin in den Garten entfernt hatten, athmete sie wieder auf. Es dünkte sie ein Wunder, daß sie in dem schrecklichen Krampf, der ihr

Herz bei seinem Anblick ergriffen hatte, nicht laut aufgeschrieen habe oder niedergesunken sei.

Ellen's Gefaßtheit verleugnete sich auch in diesem ängstlichen Augenblicke nicht: schweigend hatte sie Clara's kalte Hand ergriffen und zog sie mit sanfter Gewalt sich nach. Sie hatte es wohl bemerkt, daß Bruno mit seiner Gesellschaft — es waren der Graf Reinsberg mit der Gräfin und Kurt mit seiner Gattin — den Pfad, der in die Höhe stieg, eingeschlagen; sie wählte den andern, der den Hügel abwärts in mancherlei Windungen zu den Wiesen und dem weidenumbüschten Ufer des Flusses führte. Auf der Stelle umzukehren, würde bei den Kutschern und Dienern, die vor dem Hause Zeugen der Begegnung gewesen waren, Aufsehen und Geschwätz erregt haben; vielleicht erzählte nachher der eine oder der andere der stolzen Irene, daß die beiden Damen „Reißaus" genommen; Ellen aber war nicht willens, auch nur dem Schein nach und in der Meinung dieser Leute ihrer Nebenbuhlerin zu weichen.

„Du zitterst — stütze Dich auf meinen Arm", sagte sie leise zu Clara. „Wir dürfen den Müßigen kein Schauspiel geben."

„Wohin führst Du mich? Ich kann, ich mag ihn jetzt nicht wiedersehen."

„Wir treffen nicht mehr mit ihnen zusammen. Auch er wird eine abermalige Begegnung vermeiden.“

„Wie er erbleichte! O, Ellen, diese Männer sind alle Verräther und Feige!“

„Und wir sind schwach genug, uns ihnen hinzugeben. Armes Kind, wenn Du gewähnt hast, daß Bruno eine Ausnahme machen würde!“

„Sie ist schön“, sagte Clara und nickte mit dem Kopfe vor sich hin. „Viel schöner und vornehmer als ich! Warum hast Du sie mir so reizlos geschildert?“

„Weil ich keinen Geschmack für diese Statuen habe. Erniedrige Dich doch nicht selbst vor einer Andern, um einen Treulosen zu entschuldigen.“

„Ich war es nicht werth, seine Gattin zu sein. Kann ich ihm einen Vorwurf machen, wenn er mich nicht mehr liebt?“

„Immer, denke ich, bist Du zu gut und zu schön, um die Rolle seiner verlassenen Geliebten zu spielen.“

So sprechend, waren sie an das Ufer des Flusses gekommen. Eine Eisdecke überspannte ihn. Fröhliche Knaben liefen Schlittschuh darauf. Auf dem jenseitigen Ufer ist ein Eisenbahndamm erhöht; brausend, zischend, eine gewaltige schwarze Dampfwolke aus ihrem Schlot gegen die rothe Sonnenglut am westlichen Himmel sendend, kam eine Locomotive von der Hauptstadt daher,

die einen langen Wagenzug nach sich schleppte. Es ist die Schienenstraße, die nach Hamburg läuft — und wie die Wagen dumpf donnernd über den Damm dahineilten, von unsichtbaren, mächtigen Geistern vorwärts gestoßen, in die unabsehbare Ferne hinaus, und in wenigen Sekunden jenseits der Wälle und Thürme Spandows, das den Blick nach Westen hin begrenzte, zauberhaft im Golddust des Abends, durch den die rothen spitzen Ziegeldächer der kleinen Stadt in dunklerer Farbenstimmung schimmerten, mit der Geschwindigkeit eines niederzuckenden Blitzes verschwanden und nur die Rauchsäule über ihnen noch ihr Dasein verkündigte: da wendeten sich auch Clara's bittere, schwermüthige, dumpfe Gedanken aus der Enge ihres Kummers in die unermeßliche Weite der Welt.

Ihr Herz war gleichsam erstarrt und lautlos geworden, nur eine Sehnsucht empfand sie, so wie die Rauchwolke, die immer kleiner, immer blasser wurde, zu entschweben und zu verwehen.

„Laß uns fort", bat sie Ellen, die in nicht geringerer Ergriffenheit das Schauspiel des Sonnenuntergangs über der schweigenden Landschaft mit ihren Kiefernhaiden und kleinen Gewässern in Eis und Schnee betrachtete. „Du hattest Recht, ich hätte mir diesen Anblick, diese Demüthigung ersparen sollen. Wäre

ich gestern aus Deinem Hause, aus seiner Nähe gegangen!"

Für Clara hatte das Maß und der Begriff der Zeit aufgehört; als sie einmal wieder im Schlitten saß und die schnell eintretende winterliche Dämmerung alle Gegenstände verhüllte, die durch ihre bestimmten Formen ihren Augen wehe gethan, hätte sie, ohne anzuhalten, ohne etwas Anderes als das graue Halbdunkel vor und um sich zu sehen, fort und fort fahren mögen, nicht fragend, wohin, nicht wissend, wozu. Der Ostwind, der ihnen scharf entgegenwehte, machte das Sprechen beschwerlich; bald hatte Ellen den Versuch aufgegeben, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Auch wenn sie das Zauberwort gekannt hätte, Clara aus ihrer Dumpfheit zu lösen, sie würde es nicht ausgesprochen haben. Clara war dem Geschick verfallen; je schrecklicher es sich vollendete, um so gewaltiger mußte der Rückschlag auf Bruno's Herz sein. Zu diesem Punkt der Selbstsucht war Ellen vorgeschritten, daß sie in dem Untergang der Freundin etwas wie einen Hoffnungsschimmer für sich selbst erblickte. Nicht trösten durfte sie die Unglückliche, um ihrer selbst willen mußte sie die Niedergeschlagenheit derselben verstärken, den Zorn reizen, die Möglichkeit einer Aussöhnung ausschließen.

Auf ihren Befehl hatte der Kutscher bei dem Char-

lottenburger Schlosse den Weg das Flußufer entlang eingeschlagen. Auf der rechten Seite der Straße glänzten ihnen aus den hohen Fenstern eines Hauses Lichter und Fackelschein von der Rampe entgegen. Das Geläut ihres Schlittens aus der Ferne hatte die Dienerschaft herbeigezogen, welche die Herrschaft erwartete.

Der helle Schein zerstörte die Luftgebilde der Dämmerung.

„Wo sind wir?“ fragte Clara, aus ihren Träumen auffahrend.

„Am gelben Hause. Er wird seine Braut und ihre Eltern festlich bewirthen wollen.“

Der Gedanke an das unselige Fest, das sie selbst in diesen Räumen vor noch nicht vielen Wochen mitgemacht hatte, tauchte in Clara auf und zeigte ihr den jähen Wechsel des Irdischen in greller Beleuchtung. Jener Tag, der Rausch, der sich ihrer bemächtigt hatte, die grausame Ernüchterung, die ihm mit dem Tode ihrer Mutter gefolgt war, ihre heiße Liebe, ihre hingebende, unsinnige Verblendung: Alles ward wieder vor ihr und in ihr lebendig.

Aus dem Wirrsal des Verhängnisses, worin sie verstrickt war, und der Empfindungen, die sie quälten, gab es nur eine Rettung — die Flucht. Wohin, war

ihr gleichgültig, nur fort von diesem Boden, auf dem sie so elend geworden war.

„Ich gehe noch heute", sagte sie tonlos zu Ellen.

„Uebereile nichts. Er kann zu Dir zurückkehren, Deine Verzeihung erflehen . . ."

„Ich will mich und ihn gegen die Schwachheit seines eigenen Herzens sicherstellen und uns beiden eine neue Schuld ersparen."

Noch ein Peitschenknall — der Schlitten hielt vor dem Hause mit den grünen, schon niedergelassenen Jalousien.

Gottfried kam seiner Gebieterin entgegen. Der Herr Pfarrer hatte nach ihr geschickt und sie bitten lassen, eine Abendstunde bei ihm in Sachen ihres Wohlthätigkeitsvereins zuzubringen.

„Nachher, nachher!" wehrte Ellen den Diener ab.

Was war ihr in diesem Augenblicke das Reich Gottes?

Clara war still nach ihrem Zimmer gegangen und ordnete wie im Traum wandelnd ihre Habseligkeiten. Unangerührt besaß sie noch das kleine Kapital aus der Theilung des mütterlichen Erbes, eine geringfügige Summe, doch immer groß genug, um aus der Stadt nach einem andern Orte übersiedeln zu können.

Aus früherer, glücklicherer Zeit hatte sie noch einige

Schmucksachen gerettet — ihr theuer, weil er sie ihr gegeben, als Geschenke seiner Schwester — jetzt brannten sie ihr in der Hand. An einem Geldstück, das durch tausend Hände gelaufen, klebt weder der Schweiß des Arbeiters, der es erworben hat, noch haftet irgend eine glückliche oder unglückliche Erinnerung daran. Sie dachte, wenn sie dieses Armband, dieses Medaillon, diese goldene Kette als unnützen Tand verkaufte, würde sie auch sein Angedenken den Winden preisgegeben haben, und weinte doch heiße Thränen auf das Kästchen, in dem sie die Kostbarkeiten verwahrte.

Die Aussicht auf eine harte Zeit, der Gedanke des Alleinstehens in einer unbekannten fremden Welt, der nie rastenden Arbeit für den nächsten Tag, Armuth und Sorge hatten für sie nichts Furchtbares; ein Jahr lang hatte sie in solch unsichern Zuständen am Bett einer kranken Mutter, im Streit mit einem leichtsinnigen Bruder hingelebt. Ihre Willenskraft brauchte nur durch die Noth wieder aufgerufen zu werden; sie fühlte sich gestählt und erprobt in dem Kampfe, den wir Dasein nennen.

Mit den müßigen Stunden des Sinnens, mit den schmeichlerischen Hoffnungen, welche die Liebe, mit den Grillen und Thränen, welche die süße Melancholie erzeugt, hatte die jüngste Vergangenheit sie verweichlicht.

Wohl war es schön, liebliche Vorstellungen sich auszumalen, seinen Betrachtungen sich hinzugeben, in Entzückungen des Gefühls zu schwelgen, die Sterne zu begrüßen, die so hold und so geduldig dem Geliebten allnächtlich den Pfad zu ihr gewiesen, in leichter Arbeit für Andere nur sich selbst Genüge zu thun: aber das war nicht ihre Bestimmung.

Eine Weile hatte sie geglaubt, in seiner Liebe das Loos der Glücklichen theilen zu können, nun hatte das Schicksal jeden wieder an seinen Platz gestellt: die Arbeiterin an die Nähmaschine, den reichen jungen Mann in den Saal des Grafenhauses.

Uebervoll war ihr das Herz, aber nur verstohlen flossen die Thränen über ihre Wangen. Wie bitter der Kelch war, sie wollte ihn leeren; wie groß die Enttäuschung, sie wollte sie überstehen. Nur nicht an diesem Ort, wo jedes Ding sie an ihn erinnerte, wo im Garten draußen ihr der Mond seinen Schatten auf der weißen Schneefläche vorgaukelte; in diesem Zimmer, wo Alles zur Träumerei einlud — dem ach! zum Unglück für sie so nahe die Lichter seines Hauses geglänzt hatten. So packte sie, ohne sich eine klare Rechenschaft von ihrem Thun abzulegen und das Wozu zu erörtern — nur um durch die Unruhe der Beschäftigung ihren Gram zu lindern, indem sie ihre Aufmerk-

samkeit von der Betrachtung ihres Elends ablenkte — ihre Reisetasche zusammen.

Mit sanfter Gewalt mußte sie Ellen, die ihr langes Ausbleiben bekümmerte und betrübte, aus dem Gemache führen und ihr Speise und Trank aufnöthigen.

„Ich bin heute für Dich eine schlechte Gesellschafterin“, sagte sie, „aber ich verlasse Dich dennoch nicht.“

„Geh' unbesorgt, man erwartet Dich in der Versammlung — ich thue mir kein Leid an.“

„Freilich würden sie sich wundern, wenn ich nicht käme! Ob sie schon die große Neuigkeit von der Verlobung des Herrn Greif mit der Gräfin wissen? Wie lange noch und sie wird unsere Vorsteherin sein, die Vorsehung der Gemeinde, die Heuchlerin! Gott lieben ist schwer, aber die Heilige spielen so leicht. Doch ich bleibe — wir wollen vom Frühling, von Reisen reden, Luftschlösser bauen . . .“

Clara erwiderte nichts; in sich gekehrt saß sie da. Noch diesen Abend wollte sie von der Freundin Abschied nehmen, in der Stadt bei ihrem Bruder übernachten und morgen in der Frühe aufbrechen. Nicht einmal ihre Spur sollte der Treulose wieder auffinden. Sie sann nur nach, wie sie ihren plötzlichen Entschluß vor der Freundin rechtfertigen und ihre Begleitung ablehnen könnte.

Das Unglück macht mißtrauisch und ein unbestimmter, räthselhafter Argwohn gegen Ellen war in ihr aufgestiegen. In beruhigterer Stimmung würde sie sich Vorwürfe deswegen gemacht und die Bösartigkeit ihres Herzens angeklagt haben — jetzt war die Empfindung zu stark, als daß sie dieselbe hätte überwinden können.

Sie hatte nicht darauf geachtet, daß der Diener ins Zimmer getreten war, um Ellen eine Meldung zu bringen.

„So mag er kommen."

Damit hatte Ellen den alten Gottfried entlassen und wendete sich zu ihr zurück.

„Es ist Herr von Schmettow, der uns zu begrüßen wünscht. Vielleicht zerstreut uns sein Geschwätz. Ist es Dir nicht unangenehm, so lasse ich Dich eine kurze Zeit mit ihm allein und gehe zu dem Pfarrer hinüber."

„Wie es Dir gefällt. Nur werde ich eine stumme Gesellschafterin abgeben."

„Um so besser für Herrn von Schmettow; er ist nur dann in seinem Humor, wenn er sich sprechen hört. Clara", rief sie hastig, von einer Einbildung ergriffen und überwältigt, aus und fiel ihr weinend um den Hals, „meine arme Clara!"

„Ellen!" Und sie lagen sich in den Armen und

küßten sich unter Thränen und Schluchzen. „Leb' wohl!" hauchte Clara in einem letzten Kuß.

Ein leises Klopfen riß sie auseinander.

Ellen hatte nicht mehr die Zeit gefunden, auf Clara's Lebewohl zu antworten — nur einen seltsamen Blick warf sie ihr zu.

Bescheidener und weniger ungestüm als sonst trat Schmettow ein. Nach seiner Ausdrucksweise war, wie der Augenschein ihm zeigte, hier die Bombe geplatzt. Er hatte Ellen von der Schlittenfahrt der Reinsberg'schen Familie mit Bruno eine Mittheilung gemacht, um die Hochmüthige zu ärgern und für die Verletzung, die er ihretwegen davongetragen, zu strafen. Zugleich fand er Bruno's Benehmen gegen ihn, seinen „besten" Freund und Vertrauten, hinterlistig; er hätte wohl, schon der schlesischen Reise wegen, vor allen eine „Verlobungsanzeige" verdient. Wenn „Herr Greif" jetzt zwischen zwei Feuer gerieth — Ruprecht rieb sich die Hände.

„Freund oder Feind?" fragte er, nach dem Austausch der gewohnten Begrüßungsformeln, leise Ellen.

„Sie haben mir meine Flucht aus Ihrem Schutz heimgezahlt", erwiderte sie ebenso; „ich denke, wir sind quitt."

„Sind Sie böse auf mich? Wie viel großmüthiger sind wir Männer! Ich trage auch nicht den kleinsten

Groll wider Sie in mir, Miß Wood. Jedes muthige Frauenzimmer hat meine Hochachtung, selbst wenn ich von seiner Hartnäckigkeit zu leiden habe", setzte er mit seinem breiten Lachen hinzu. „Liebe Alles, was Krieg heißt."

„Ich zürne Ihnen auch nicht meinetwegen", entgegnete sie halblaut, „denn was geht mich am Ende Herr Bruno Greif und seine Verlobung an? Aber daß ihr schönes Herz darüber brechen sollte —"

Und sie blickte zu Clara hinüber, die theilnahmlos, ihnen fast den Rücken zukehrend, am Kamine saß.

„Armes Ding", brummte Schmettow. „Aber da ist nichts zu machen. Die Liebe stirbt nicht aus und ihr Schmerz auch nicht."

„Nur wäre ihr der Trost nöthiger als mir. Versuchen Sie doch die Macht Ihrer Beredtsamkeit bei meiner armen Freundin."

„Tröstet sich schlecht in solcher Lage, wenn man nicht die Absicht hat, selbst den Verlust zu ersetzen und den treulosen Liebhaber auszustechen. Bin nicht der Mann dazu — kennen ja die gewisse Silvia, die mir den Kopf verrückt hat."

„Wollen Sie mir einreden, Sie wären dieser Silvia sieben Jahre lang treu geblieben?"

Und indem sie wieder auf Clara zeigte, die von

dem halblaut geführten Gespräch nur in Zwischenräumen einzelne Worte vernahm, fragte sie:

„Ist sie nicht schön?"

So leise hatte sie gesprochen, daß Schmettow kaum sie verstanden, wären nicht ihr Blick und ihre Bewegung gewesen.

„Viel schöner und jünger als Silvia."

Ruprecht kraute bedächtig in seinem blonden Bart und schien, mit den halbzugekniffenen Augen nach den beiden Mädchen hinüberschielend, die Wahrheit dieser letzten Behauptung prüfen zu wollen und lachte dann über das ganze Gesicht.

„Schlagen mir da ein Tauschgeschäft vor, Miß Wood . . ."

Unwillkürlich hatte Clara ihren Stuhl gerückt.

„Ich muß um Verzeihung bitten, Herr von Schmettow", sagte aufstehend Ellen, „wenn ich Sie auf eine halbe Stunde verlasse. Ein unaufschiebbares Geschäft . . ."

„Innere Mission, Bekehrung der Kaffern, Strümpfe mit Unsterblichkeitshoffnungen für die Barfüßigen — wäre heidnisch von mir, wollte ich davor nicht gern zurückstehen, Miß Wood."

„Sie bleiben in der besten Gesellschaft zurück, Herr von Schmettow; ich hoffe Sie wiederzusehen."

Sie hatte sich zu Clara herabgeneigt, streifte flüchtig die Stirn der Freundin mit ihren Lippen und entschwand geräuschlos.

Noch einmal hatte Clara die Arme nach ihr ausgestreckt und ließ sie nun müde niedersinken.

Schmettow stand in der Mitte des Zimmers, die Hände auf dem Rücken, und starrte auf das rothe Kreuz der Tischdecke. Sollte er seinen Hut ergreifen und mit einer stnmmen Verneigung zu seiner stummen Nachbarin hinüber sich entfernen? Dies Zusammensein war durchaus nicht nach seinem Wunsch. Unter andern Umständen würde er es nicht verschmäht haben, den Tröster einer so schönen Verlassenen zu spielen; weder im Leben noch im Lieben kannte er Scrupel und betrachtete Egmont's Mahnung an den jungen Ferdinand: „Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war", als das erste Gesetz für jeden „galanten" Mann in Bezug auf alle Clärchen und Gretchen, die ihm begegnen könnten. Aber er wollte Ellen nicht den Triumph gönnen, ihn in eine Falle gelockt zu haben.

Ihr Verschwinden dünkte ihn Berechnung; vielleicht hoffte sie durch eine Liebeserklärung, zu der er sich gegen Clara hinreißen ließ, sein Verhältniß zu Bruno für immer zu trennen. Von dem gereizten Weibe, das ihn vor vier Tagen, ohne sich nur nach ihm umzu-

schauen, auf dem Pflaster der Straße unter den Pferden hatte liegen lassen, war ein solch listiger Streich wohl zu befürchten. Diese Ueberlegung würde selbst eine hitzige Leidenschaft gedämpft haben. Ruprecht dagegen empfand nur ein herzliches Wohlwollen für Clara, und da ihm nichts einfiel, was er ihr Beruhigendes und Verständiges hätte sagen können, blickte er mit nicht eben klugem Gesicht auf die Tischdecke und zählte — er wußte nicht mehr, zum wievielsten Male — die zwölf Sterne, die das Kreuz umgaben.

Darüber erhob sich Clara von ihrem Stuhl, sagte gepreßt: „Guten Abend Herr von Schmettow!" und wollte an ihm vorbeigehen.

Nun erst sah er ihr voll in das Gesicht und gewahrte die Zerstörung, die der Schmerz in ihren Zügen angerichtet. Eine Regung des Mitleids beschlich ihn. Beinahe hätte er sich selbst anklagen mögen, nicht ganz ohne Schuld an ihrem Elend zu sein.

„Hast du nicht auf diese Stunde gewartet, wo der Schmelz von ihren Fittigen gestreift sein würde, schlechter Kerl?" wollte er rufen. „Willst du jetzt den armen Falter, der nur noch zappelt, zur Erde fallen lassen, damit ihn der erste beste Fuß zertritt?

Hollah, meine Fräulein —" und er stellte sich mit dem Rücken gegen die Thür, ihr den Weg ver-

sperrend — „so haben wir nicht gewettet. Habe nicht die geringste Lust, hier trübselig allein zu sitzen, bis für die Seligkeit der Kaffern genügend gesorgt ist, und bin der Meinung, daß auch Ihnen eine scherzhafte Unterhaltung nicht schaden würde."

„Ich tauge nicht zum Scherz und würde heute eine hinderliche und unaufmerksame Zuhörerin sein. Bitte, lassen Sie mich gehen."

„Wenn Sie mir sagen wollen, wohin. Aha, Sie können mir nicht in die Augen sehen! Lese bis in Ihre Seele, Fräulein Wolfhart, und lese Dinge darin, die mir nicht gefallen. Beim rothen Kreuz und den zwölf Sternen, Kopf oben, Herz ganz!"

Er hatte ihre Hand zwischen seine beiden großen Hände genommen und blickte sie mit einer Mischung von Gutmüthigkeit und Frechheit an.

„Meine Hand ist rauh von der Arbeit" — und sie versuchte ihm dieselbe zu entziehen.

„Ist eine tapfere Hand", sagte er, sie loslassend, „und ich liebe solche Hände. Sie haben vom Schicksal einen harten Schlag auf Kopf und Herz erhalten — nun, weinen Sie nicht, die Welt ist weit und jedem Abend folgt ein Morgen."

„Ich weine nicht", entgegnete sie trotzig, „und danke Ihnen für Ihr Mitleid. Aber Sie können mir

unbesorgt die Thür öffnen, ich gehe nicht in den Fluß."

„Bravo! Freut mich, daß Sie zu den Muthigen gehören, die auch auf verlorenem Schlachtfelde aushalten. Sind ein Frauenzimmer, mit dem sich vernünftig reden läßt; erleichtern mir darum mein Geschäft."

Und mit einer gewissen Ritterlichkeit, die ihm wohl anstand, führte er sie, als wäre sie auf einem vornehmen Balle seine Tänzerin gewesen, zu ihrem Stuhl zurück.

„Da Sie nicht in der nächsten Viertelstunde die Bekanntschaft mit dem Gevatter Tod machen wollen, können Sie mir noch das Vergnügen Ihrer Gegenwart eine Weile gönnen. Bin Ihr Freund, Fräulein Wolfhart" — er zog sich einen Sessel ohne Lehne herbei und setzte sich ihr kerzengerade gegenüber, „Ihr Freund", betonte er, „und die Männer sind in der Freundschaft ehrlicher als die Weiber."

Es war ein Pfeil, der auf Ellen zielte, und Clara hielt sich für verpflichtet, die abwesende Freundin zu vertheidigen.

„Miß Wood hat mir immer Treue und Liebe bewahrt, und wenn ich jetzt ihr Haus verlasse . . ."

„Aha, Sie wollen fort? Ist wieder ein Entschluß,

der uns einander näher bringt. Der Geruch in diesem Hause gefällt mir nicht, schlägt auf Lungen und Kopf, und Sie müssen frei athmen, in der scharfen Luft der Wirklichkeit, nicht in diesem romantischen Duft des Jenseits. Halten nichts davon?" Und verächtlich wies er nach der Decke des Zimmers.

Seine Bewegung war so komisch, daß wider ihren Willen der Schatten eines Lächelns um Clara's Lippen schwebte und sie in seinem Ton erwiderte:

„Halte nichts davon, aber ich fühle heute zum dritten Male in meinem Leben, welchen Trost und welche Stärkung der Glaube an ein seliges Jenseits und an eine gerechte Ausgleichung dort oben denen gewährt, die ihn haben."

„Je nachdem. Wollen also von hinnen? Und warum?"

„Herr von Schmettow!"

„Ist eine unbescheidene Frage. Weil Bruno Greif eine Gräfin Reinsberg heirathet. Eine Andere als Sie sagte vielleicht: Warum soll die Geliebte der Gattin weichen? und behauptete ihren Platz. Fahren Sie nicht auf, ich bin unverschämt. Gehen Sie immerhin, fliehen Sie den Undankbaren, aber wohin?"

„Mit Ellen's Hülfe und Rath hoffe ich irgendwo ein Unterkommen zu finden."

„Wollen Sie mir folgen", bog er sich zu ihr hinüber, „so suchen Sie sich selbst den Weg und verschwinden auch aus den Augen der Miß Wood."

„Zum zweiten Male lästern Sie meine Freundin; ich sollte und will solche Reden nicht mehr anhören."

„Sachte! Sind Sie so blind? Dieses Mädchen liebt mit rasender Leidenschaft Bruno Greif und Sie wollen ihr trotzdem Ihre Zukunft anvertrauen?"

Vor Clara's Geist zerriß ein Schleier.

„Meine Ahnung!" rief sie aus.

Das war der dunkle Grund ihres Argwohns gegen Ellen gewesen, Ruprecht hatte ihn aufgedeckt. Auf alle Handlungen Ellen's, auf die scheinbaren Widersprüche ihres Charakters, auf die kleinen Dunkelheiten ihres Treibens fiel damit ein neues, eigenthümliches Licht. Die Gestalt, das Angesicht der Freundin veränderte gleichsam Form und Farbe.

„Meine Ahnung!" wiederholte Clara und stützte niedergeschmettert das Haupt auf die Hand.

„Thue Ihnen weh", sagte er und dämpfte wie aus Rücksicht für ihren Schmerz seine laute Stimme. „Denke aber, die bittere Arznei wird Ihnen fürs Leben gut thun. Die Welt steckt voller Täuschungen und Teufeleien. Gegen alle muß man auf der Hut sein und an Allem zweifeln. Auf Erden und im Himmel

gibt es nichts, wohin sich nicht die Selbstsucht verkriecht."

„Jetzt habe ich ihn ganz und ohne Hoffnung verloren", klagte Clara für sich hin. „Wie könnte ich neben ihr bestehen? Sie ist schöner und besser als ich. Wenn er sie verschmäht hat . . ."

„Keine Großmuthskomödie! Das greift meine Nerven an. Munter, Fräulein! Lassen Sie Miß Wood nur allein ihre Geschäfte besorgen, ihre Actien stehen nicht gut. In einem brennenden Hause ist sich Jeder selbst der Nächste."

„Um so eher werden Sie mich nicht länger hindern, aus dieser Thür zu gehen."

„Unter der Bedingung, daß Sie meine Begleitung nicht ablehnen. Können noch immer kein rechtes Vertrauen zu mir fassen? Meine es gut mit Ihnen wie mit Ihrem Bruder . . ."

„Zu ihm will ich. Brauche ich eine Stütze, so ist er die einzige, die ich annehmen darf."

„Einverstanden. Und da er im Augenblick nicht zu haben ist, verschmähen Sie meinen Arm nicht, um Sie zu ihm zu führen. Im Ernst, es ist nicht geheuer im Thiergarten. In solcher Stunde, an einem Winterabend, ein einsames Frauenzimmer. Uebrigens hätte ich Ihnen einen Vorschlag zu machen, aber er ist zu

lang, als daß ich ihn in einer Minute erörtern könnte — und Sie sind ungeduldig."

Seine Hartnäckigkeit, ihr seine Hülfe anzubieten, war nicht ohne Eindruck auf Clara geblieben.

Wer sich wie sie von allen verlassen fühlt, wem dieselbe Stunde die theuersten Güter, Liebe und Freundschaft, raubt, der ist, auch wenn er sich dagegen sträubt, für das Entgegenkommen und den Zuspruch eines Andern empfänglicher, als er glaubt. Allmälig ändern freundliche Worte seine mürrische Stimmung und brechen seine herbe Zurückhaltung.

Seit Clara Ruprecht kannte, hatte sie sich stets von ihm mit Achtung und Gemessenheit behandelt gesehen und nie eine kecke Anspielung oder eine fade Galanterie hinnehmen müssen. Es war ihr aufgefallen, daß er mit ihr in einem bescheideneren Tone als mit Ellen verkehrte, gleichsam als sei er ihr, der Armen und Alleinstehenden, doppelte Rücksicht schuldig. An seine wunderlich fahrige und großsprecherische Weise hatte sie sich bald gewöhnt; war doch in Allem, was er sagte, ein Kern von Lebenserfahrung und Weltkenntniß, der sie zugleich belehrte und unterhielt. Heute lag überdies in seiner Stimme ein solch überzeugender Ausdruck von Gutmüthigkeit, in seinem ganzen Benehmen so viel Schonung ihres Liebesschmerzes, daß

auch ein Mädchen, das mehr Freunde uud Hoffnungen besessen als Clara, endlich seinen Bitten das Ohr geschenkt hätte.

„Einen Vorschlag?“ fragte sie auf seine letzte Aeußerung hin. „Haben Sie eine Zuflucht, eine Stellung für mich?“

„Ich habe Ihnen schon einmal von meiner Schwester geredet, sitzt da in Thüringen an einem Herzogshofe als Hofdame — stiller kleiner Ort, halb so volkreich als Charlottenburg — halb Kartenhaus, halb Reliquienschrein; vermuthe, daß die Luft Ihnen dort sehr zuträglich sein würde . . .“

„Herr von Schmettow —“

Noch mehr als das freundliche Anerbieten überraschte sie die verlegene Miene, mit der er es vorbrachte; er schien zu befürchten, daß sein Antrag sie verletzen möchte, und gerührt reichte sie ihm die Hand.

„Ich merke es wohl, daß Sie es ehrlich mit mir meinen, aber . . .“

„Ueberlegen wir's, auf dem Wege, mit Ihrem Bruder . . . Still, man schleicht durch den Corridor. Ist, als ob nur Katzen im Hause wären, Katzen oder Gespenster.“

Es war Gottfried, der Clara ein zusammenge-

faltetes Papier zusteckte und zuraunte, ein Diener aus dem gelben Hause habe es gebracht.

Eine hastige Röthe überflog ihre bleichen Wangen; eine Sekunde schwankte sie zwischen Unwillen und Neigung, dann brach die Neigung das Siegel des Briefes.

„Erwarte mich an der Gartenthür", schrieb Bruno, „nach zehn Uhr hoffe ich frei zu sein. Das Schicksal will nicht, daß wir einander angehören. Beklage mich, mein Loos ist härter als das Deine."

Nur ganz leise zuckte sie die Schulter und zerknitterte das Papier in der Hand.

„Er soll mich nicht mehr finden!" Dieser Entschluß stand unwiderruflich fest bei ihr.

Als sich Schmettow, der sich, um sie nicht in der Lectüre des Briefes zu stören, indessen mit der Besichtigung eines Albums voll landschaftlicher Photographien beschäftigt hatte, wieder zu ihr kehrte, sah er an ihrer Haltung, daß Alles entschieden.

Eine Weile darauf verließ sie mit ihm, ihre Reisetasche in der Hand, das Haus mit den grünen Jalousien. Dem verdutzten Gottfried hatte sie aufgetragen, Miß Wood über ihr Verschwinden zu beruhigen, seine Herrin wisse schon, welche Bewandtniß es damit habe.

Den harten Thaler, den ihm Schmettow beim Abschiede in die Finger gedrückt, würde der Alte darum gegeben haben, wenn er sich die Begebenheiten des heutigen Tages hätte zusammenreimen können. Er setzte sich in der Küche am Herd nieder, auf dem die Magd das Wasser für den Thee der Miß kochte, und indem er ihr noch einmal Alles erzählte, was sich zugetragen, hoffte er mit ihrer Hülfe den Grund von all dem Seltsamen zu entdecken.

Aber sie strengten ihren Verstand umsonst an, der Knäuel war nicht zu entwirren. Er verschlang sich nur noch dichter, als Miß Wood heimkam und weder Verwunderung noch Bestürzung über Clara's Ausgang mit Herrn von Schmettow bezeigte. Ihr Gesicht war undurchdringlich und ausdruckslos.

„Hast Du die Thür zu Fräulein Wolfhart's Gemach verschlossen?“ fragte sie.

Sie habe es selbst gethan und ihm den Schlüssel gegeben.

„Es ist gut. Noch etwas?“

Anfangs stockte Gottfried und stotterte, dann bedachte er, daß es für ihn das Beste wäre, die ganze Wahrheit zu sagen, da die abenteuerliche Geschichte ein schlechtes Ende, vielleicht gar vor der Polizei und den Gerichten, nehmen könne, und berichtete: der lange

Otto, der Diener des Herrn Greif, habe ihm athemlos vom Lauf einen Brief des jungen Herrn für Fräulein Clara überbracht, ebenso eilig habe er das Schreiben dem Fräulein gebracht; sie habe es auf der Stelle gelesen und sei eine Viertelstunde später mit Herrn von Schmettow davongegangen.

„Herr Bruno Greif hat eine wichtige Verabredung mit mir zu treffen", entgegnete Ellen mit erkünstelter Ruhe, obgleich ihr das Herz zum Zerspringen klopfte; „möglich, daß er noch heute Abend vorspricht. Oeffne die Gartenthür, er wählt wohl den näheren Weg."

„Ist sie verrückt geworden?" murrte es inwendig in Gottfried's Brust, und er schaute seine Gebieterin furchtsam von der Seite an. Dabei sah er selbst einem Gestörten nicht unähnlich. Absichtlich verzögerte er sich im Gemach und rückte an der Theemaschine, klapperte mit den Löffeln und Tassen, bis Ellen ihm: „Geh' nur, ich bedarf Deiner nicht mehr, und erwarte Herrn Greif!" zurief und mit einem strengen Blick verjagte.

„Das ist die verkehrte Welt!"

Kopfschüttelnd schlich er die Treppe hinab.

„Gerade wie an dem Abend, als der selige Herr Martin Greif starb! Wenn er mir nur nicht in der Nacht erscheint!"

Von dem Sopha, auf dem sie gelegen, war Ellen, als der Alte das Zimmer verlassen, aufgesprungen und hatte die Thür verriegelt. Sie wollte nicht noch einmal von ihm gestört werden. Mit dem Instinkt der Liebe und Eifersucht hatte sie errathen, daß Bruno in seinem Briefe Clara um eine letzte Zusammenkunft gebeten. An der Stelle der Geliebten würde er jetzt sie finden. Ueber die Schwelle ihres Hauses getreten, würde er mit ihr, und sei es auch nur um des Scheines vor den Leuten willen, einige Worte wechseln müssen. An ihrer Geschicklichkeit und Kunst lag es, den Augenblick festzuhalten und zu einer glücklichen Stunde auszudehnen.

Aber im Anblick der Gelegenheit, die sie so lange und so innig herbeigesehnt, fing sie an zu zittern.

Was wollte sie denn? Seine Liebe? Wenn der Ehrgeiz und eine große Aussicht seine Liebe nicht erstickt, so gehörte dieselbe Clara. Seine Hand, seinen Namen, seine Reichthümer? Er hatte sie der jungen Gräfin versprochen. Wie sie auch sann, in seinem Leben wie in seinem Herzen schien kein Platz für sie da zu sein.

„Bin ich denn so häßlich, daß ich nicht mit diesen beiden Mädchen streiten und sie verdrängen kann?" fragte sie sich selbst.

Sie zündete die Kerzen an ihrem Toilettenspiegel an und betrachtete ihr Gesicht prüfend in dem hellen Glase. Zug um Zug wollte sie sich mit ihren Nebenbuhlerinnen vergleichen, ruhig, geduldig, keiner die Schönheit absprechen, die sie besaß, und die eigene weder überschätzen, noch verkleinern — thörichte Gedanken, wunderliche Grillen! Sie kam in der Prüfung nicht weit, ihr Gegenbild im Spiegel erschreckte sie. War es die Ermüdung, eine Erschaffung der Nerven oder die sorgenvolle Aufregung — nie hatte sie nach ihrer Meinung so blaß und übernächtig, mit verwirrten Haaren und glanzlosen Augen so entstellt ausgesehen als eben jetzt, wo sie dem Manne, den sie vergötterte, ihre Liebe gestehen wollte. Ein solcher Widerwille und ein so tiefes Mitleid gegen sich selbst ergriffen sie, daß sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte und es, als sei es noch nicht verhüllt genug, in die Kissen des Sophas versteckte.

So lag sie lange und weinte bitterlich. Ueber ihre Lippen schlich es nicht, aber in ihrer ganzen fassungslosen, aufgelösten, schmerzlichen Haltung prägte es sich aus, das furchtbare Wort: Verblüht! Wie anders — und sie mußte an jene Mitternachtsstunde zurückdenken, wo sie auf dem Pflaster der Londoner Gasse Francis Darlington getroffen — wie anders

war sie damals gewesen! Hatten der Gram, die Enttäuschung, die unglückliche, verschwiegene, verzehrende Leidenschaft sie vor der Zeit ihrer Reize beraubt? Oder hatte die Heiligkeit sie mager gemacht und von ihren Wangen die frischen Farben gestreift? Gab es nichts mehr in ihr und an ihr, das reizen, verführen, das glücklich machen konnte, als den fahlen Schein einer erheuchelten Tugend? Wie hatte sie in den Tagen ihrer Lust geblüht; in Newyork, in Paris und Nizza war Miß Silvia die gefeiertste Schönheit gewesen! Nichts hatte sich damals mit der Glätte und Weiße ihrer Gesichtsfarbe, mit dem goldenen Glanz ihrer wallenden Haare, dem bezaubernden Ausdruck ihrer Augen vergleichen lassen. Welch steifer Seraph war aus der lieblichen, neckenden Sirene geworden!

Hart ist der Dienst Gottes und sein Lohn ist nichtig. Wenn sie sich noch jetzt aufraffte und mit dem Rest ihrer Schönheit in den Strudel des Lebens stürzte, auf ein, zwei Jahre des Glückes und des Uebermuthes, mochte sie nachher in die Tiefe hinabgezogen worden — wer weiß, wer weiß! Was ist Tugend, was ist Sünde in diesem Falle, da beide für den Zusammenhang der Dinge und die Harmonie der Welt gleich werthlos sind und dem Einzelnen weder die Selbstüberwindung noch der Genuß ein

dauerhaftes Glück bereitet? Welche Rolle wir in der Komödie des Lebens gespielt haben, was liegt daran, wenn wir im Abgrund des Todes schlummern?

Auf der sanften Höhe eines Hügels glänzt dem Wanderer ein herrlicher Bau entgegen, ein Haus der Ruhe und des Ueberflusses, ein Tempel des Glückes und des Friedens; rüstig schreitet er darauf los und nähert sich ihm; da öffnet sich vor ihm ein Erdspalt oder ein niederfahrender Blitzstrahl schreckt ihn zurück. Er beginnt seine Wanderung von neuem, aber belehrt über die Schwierigkeiten, die auf dieser Seite seiner warten, versucht er von der entgegengesetzten aus die Spitze und das schimmernde Haus zu gewinnen. Wieder kommt er ihm nahe, um trostlos auf einem Stein am Wege niederzusitzen; was in der Ferne blinkte, blendete und zum Genuß und zur Ruhe einlud, was vorn ein Tempel schien, ist hinten eine wüste, verfallene Trümmerstätte voll wuchernden Unkrauts.

Einst hatte Ellen das höchste Gut im Vergnügen, in der Lust, in schönen Kleidern und rauschenden Festen gefunden und in diesem Treiben ihr Leben zu beschließen gehofft. Das Schicksal hatte sie aus dieser Sphäre geworfen und sie gezwungen, ein neues Leben anzufangen. Unwillkürlich, allmälig hatte sich das Irdische in das Himmlische verwandelt. In ihrem

Sinne hatte sie nach dem Reich Gottes getrachtet — und jetzt erschien ihr dasselbe als ein verworrener öder Garten, glanzlos, verblüht wie sie selber.

Was ist Wahrheit, was ist Blendwerk?

Aber wenn sie auch verzweifeln mußte, sein Herz zu rühren oder den von ihm beschlossenen Ehebund mit der Gräfin zu lösen, nicht länger wollte und brauchte sie in einem falschen Lichte vor ihm zu stehen. Gleichviel, wie er diese Entdeckung aufnahm, er erfuhr wenigstens, was sie seinetwegen, aus einer blinden und unüberwindlichen Liebe zu ihm geopfert hatte. Nicht mehr würde er sie in seinen Gedanken eine habsüchtige Heuchlerin schelten können, welche Aufopferung und Hingebung predigte, während sie nach Ehre und Besitz geizte. Und litt er unter dieser Offenbarung, die ihm zugleich eine schreckliche Tragödie enthüllte, hatte sie nicht unter der Wucht des Geheimnisses, von der Gewalt der Leidenschaft gelitten, litt sie nicht noch darunter?

„Es ist Alles aus“, sagte sie, sich aufrichtend, „so mag dies denn das Ende sein.“

Ihrer Bande ledig, flossen ihre röthlichgoldenen Haare über Schultern und Rücken; ihr langes weißes Gewand — einem indischen Nachtgewand ähnlich, das ihr auf Folkestone Lady Darlington geschenkt und in

dem sie, wie der Lord gesagt, dem Engel aus der Offenbarung, der mit mächtiger Stimme ruft: Wer ist würdig, das Buch aufzuthun und seine Siegel zu brechen? glich — hob, ohne daß sie daran dachte oder darum wußte, die Schlankheit und Feinheit ihrer Gestalt vortheilhaft hervor und gab ihr etwas Priesterliches. Sie wusch die Thränenspuren von ihren Wangen, sah noch einmal mit dem Blick völliger Entsagung in den Spiegel und löschte die Lichter daran aus.

Das Zimmer war plötzlich dunkler geworden und sie kam sich wie ein Schatten vor, der am Rande des Acheron von dem Fährmann zurückgelassen worden ist, im Halbdunkel, auf der Grenze, wo die Wirklichkeit und das Reich der Schatten sich scheiden und zugleich ineinander fließen, und nun mit stillem Neide seine Gefährten aus der Letheflut Vergessenheit schlürfen sieht, während ihn noch irdische Begierden, Furcht und Hoffnung peinigen, ohne daß er zur Oberwelt zurückkehren kann.

Sie schüttelte sich und wandelte ein- und noch einmal durch die ganze Länge des Gemachs.

Mit angestrengter Kraft horchte sie nach außen auf das leiseste Geräusch.

Es war ihr, als sei eine Bewegung im Hause

entstanden; entschlossen holte sie das rothe Buch Martin Greif's aus ihrem Kästchen, lehnte sich auf das Ruhebett zurück und blätterte in den alten Papieren. Aber nur mechanisch schlug ihre Hand Blatt um Blatt um, nur ihre Augen blickten auf die scharfgezogenen eckigen Buchstaben — ihr Geist war nicht in ihnen. Es war, als hätten sich alle ihre Fähigkeiten im Ohr gesammelt.

„Endlich!" fuhr sie zusammen.

Diesmal war es keine Täuschung, Unter Tausenden würde sie Bruno's Stimme erkannt haben. Er redete heftig und eindringlich mit dem alten Diener und sein gebieterisches Wesen schien denselben gänzlich eingeschüchtert und rath- und sprachlos gemacht zu haben. Nun kamen rasche, scharfe Schritte die Treppe herauf, eine kräftige Hand faßte den Thürgriff

„Wer ist da?" fragte Ellen.

Sie konnte kaum sprechen, so stark klopfte ihr das Herz und das Blut drohte sie zu ersticken.

„Ich bin es, Bruno Greif; öffnen Sie, Miß Wood, ich muß Sie sprechen — einen Augenblick sprechen!"

In dem nächsten Moment standen sie sich gegenüber. Bruno's Augen flogen durch den Raum, als suchten sie eine geliebte Gestalt und müßten sie finden. Diese Nichtachtung, die er ihr unabsichtlich erwies, gab Ellen

einen Stich ins Herz, aber mit diesem Stich auch ihre Ruhe und Ueberlegenheit. Um so genauer betrachtete sie ihn. Er war noch in der Festkleidung, nur einen schwarzen Mantel hatte er übergeworfen. Sein Gesicht glühte, seine erhobene Hand zitterte; er war wie außer sich.

„Das ist eine schlimme, eine unfreundliche Störung“, sagte er, langsam zu sich selbst kommend. „Aber ich muß es von Ihnen selbst hören, Miß Wood, um es zu glauben. Ihr Diener hat gelogen“, und er lachte wild auf. „Es ist unmöglich. Sie hat sich irgendwo versteckt und Sie sind mit in der Verschwörung.“

„Wollen Sie mir nur sagen, wonach Sie begehren, was Sie so aufregt?“

„Lady Tartuffe!“ schrie er. „Keine Winkelzüge! Geben Sie mir Clara heraus! Antwort —“

Und er packte ihre Hand so heftig, daß sie hätte aufschreien mögen.

„Ist sie mit Herrn von Schmettow fortgegangen — vor einer Stunde fortgegangen?“

„Ich glaub' es wohl“, entgegnete Ellen, ihn ruhig ansehend. „Wenigstens war dies ihre Absicht . . . Aber Sie thun mir weh.“

Bruno ließ ihre Hand los; ein breiter rother Streifen um ihr feines Handgelenk — sie legte die Hand auf den Tisch, als müsse sie sich daran stützen,

sodaß der Schein der Lampe hell auf die geröthete Stelle fiel — leuchtete ihm als ein beschämendes Zeichen seines Zornes entgegen.

„Herr von Schmettow hatte uns am Abend besucht", fuhr sie fort, „und da Clara zu ihrem Bruder wollte, so wird er sie begleitet haben. Ich spreche so, weil ich ein Geschäft bei dem Pfarrer hatte und erst nach ihrem Weggang zurückkehrte. Das Alles ist so einfach und natürlich . . ."

„Sie kennen Herrn von Schmettow, Sie haben sein Verhältniß zu Clara begünstigt . . ."

„Herr Greif, dies Haus ist zwar immer in meinem Sinne noch Ihr Eigenthum, allein gerade darum sollte ich in ihm am sichersten vor Ihren Kränkungen sein. Wenn es ein Verhältniß gab — Sie wissen wohl, daß es nicht dieses war. Herr von Schmettow ist dreimal in diesem Zimmer gewesen und ich bereue es nicht, seine Bekannschaft gemacht zu haben."

„Aber Clara —"

„Wo Clara's Gedanken waren — frage ich Sie." Stolz und drohend hob sie ihr Gesicht ihm entgegen. „Glauben Sie, daß ich nicht längst diesen Ort verlassen und mit Clara an den entlegensten Ort der Welt geflohen wäre, hätte ich geahnt . . . O, daß dies unglückliche Kind erst heute mir seine Bethörung ein-

gestand! Erst heute, wo ihr schönes Herz gebrochen!“

Aus dem Angreifer war er zum Geschlagenen geworden, der sich nur mühsam vertheidigt.

„Sie sind hart und grausam, Miß Wood. Habe ich Sie beleidigt, vergeben Sie mir. Ich bin das Opfer der Verhältnisse, meines Reichthums, wenn Sie wollen. Hätte ich mich rasch zu einer Heirath mit Clara entschlossen . . .“

„Aber wie hätten Sie es gekonnt? Bei der Abneigung Ihres Vaters gegen diese Verbindung . . .“

Sie schien Mitleid mit seiner Pein zu fühlen und ihm Hülfe bringen zu wollen.

„Ja, mein Vater . . . Doch er ist todt und ich war Herr meiner Entschlüsse . . .“

Mitten in seiner Rede stockte er und seine Blicke hefteten sich starr auf einen Punkt, als würden sie durch eine geheime Kraft angezogen und festgehalten, auf ein rothes Buch, das auf dem Sopha lag.

Ellen war mit ihren Augen der Richtung gefolgt, die seine Blicke eingeschlagen hatten; ein unterdrückter Schrei entfuhr ihr, sie wollte hastig um den Tisch herumeilen, der zwischen ihr und dem Ruhebett stand . . .

„Dies Buch, Miß Wood“, rief Bruno darüber,

„ist mein Eigenthum. Wie ist es in Ihre Hände gerathen?"

„Durch einen Zufall, für den ich Gott täglich danke. Es ist nicht für Sie bestimmt."

„Welch ein Zufall? Soll ich in Ihrem Hause lauter Räthseln begegnet? Antworten Sie mir ehrlich."

„Als damals Clara in Ihrem Hause erkrankte, die Ohnmächtige in das rothe Zimmer gebracht wurde, müssen die Diener mit den Decken und Kissen, die sie nach dem Wagen trugen, auch das Buch ergriffen haben — vielleicht lag es auch in einer Decke. Erst in Clara's Wohnung fand es der Doctor und gab es mir . . ."

„Und Sie behielten es . . ."

„Ja, und werde es behalten. Ich würde es vernichtet haben, wenn es nicht von Ihrem Vater herrührte."

„Gerade darum gehört es mir. Werden Sie mir mein Eigenthum streitig machen?"

„Ja!"

Mit einem schnellen Griff hatte sie sich des Buches bemächtigt und erhob es hoch über ihr Haupt hin.

„Sibylle!" lachte Bruno ingrimmig, spöttisch und doch von dem Anblick Ellen's mit ihrem blassen Gesicht, ihren fliegenden Haaren, dem düstern Ausdruck ihrer

Augen ergriffen. „Soll ich wie der römische König um die sibyllinischen Bücher feilschen?“

Und er suchte sich ihres linken Armes, den sie zur Abwehr gegen ihn ausgestreckt hatte, zu bemächtigen.

„Sibylle“, rief sie ihm entgegen, „Sie haben es selbst gesagt!“ Und sie schleuderte das Buch auf die im Kamin noch glimmenden Kohlen.

Die Gefahr, daß sie es verzehren würden, war gering, allein nicht darauf achtete Bruno in seiner Hitze, er sah nur die heftige Bewegung Ellen's, eine Handlung, die so sehr von ihrer sonstigen Ruhe und Gemessenheit abstach und dafür zeugte, daß sie diese Blätter, soweit es in ihrer Kraft und in ihrem Willen lag, ihm entziehen wollte. Um so ungestümer wurde sein Verlangen, sie in seinen Besitz zu bringen.

„Unsinnige!“

Er stieß sie zurück, kniete am Kamin nieder und riß das Buch aus der glühenden Asche.

Ellen war auf einen Stuhl niedergefallen.

Die Strähne ihres Haares bedeckten mit ihrem röthlichgoldenen Schimmer ihr Gesicht, dessen Weiße eigenthümlich zwischen ihnen hervorschimmerte. Wie sie in halber Ohnmacht dalag, war etwas Zauberisches um sie; regungslos, mit geschlossenen Augen, glich sie einer Todten, ihr weißes Gewand trug zu

der Täuschung bei, und zugleich verbreitete die Goldflut ihres Haares, die leise Bewegung seiner zitternden Spitzen einen letzten Hauch und Schein des Lebens um sie.

Vom Kamin aufstehend, das Buch triumphirend an sich pressend, betrachtete sie Bruno; das Lachen des Siegers erstarb auf seinen Lippen. Die Beschämung und Ernüchterung, das Gefühl, eine Gewaltthat begangen zu haben, kamen über ihn.

„Gute Nacht, Miß Wood“, sagte er halblaut, ohne die Blicke von ihr wenden zu können. „Ich habe nur mein Eigenthum genommen . . . Miß Wood . . .“

„Geben Sie mir diese Blätter zurück!“ flehte sie tonlos; all ihre Kraft hatte sie verlassen.

„Wenn ich sie gelesen — vielleicht. Und Clara ist bei ihrem Bruder? Sie schwören es mir?“

Ellen konnte nur mit der Hand winken . . .

Wortlos schied er von ihr.

Sie zog die Haare wie einen Schleier dicht über ihr Gesicht; sie wagte nicht aufzublicken, noch sich ihres Erfolgs zu freuen. Das Gift trug er mit sich, aber wie würde es wirken? Und wie sie so in sich verloren dasaß, das Geräusch seiner Schritte verhallte, sprach sie in einer Art Betäubung und Traum die Verse der Offenbarung: „Sieh die Heiligen in weißen

Gewändern, die aus großer Betrübniß zum Herrn kommen; sie wird nicht mehr hungern, noch dürsten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze, und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen!“

Viertes Kapitel.

Wie ein Taumelnder hatte Bruno das Haus Ellen's verlassen; taumelnd schritt er durch den schneebedeckten Garten dahin.

Mit einer Laterne in der Hand zeigte ihm der diensteifrige Gottfried, in der Erwartung eines großen Trinkgeldes, den Weg. An der Gartenthür herrschte ihn Bruno an, zurückzubleiben, er wollte nicht mehr etwas wie ein Bleigewicht an seinen Füßen haben. Ueber den niedrigen Zaun schaute ihm mit langem, verdrießlichem Gesicht der Diener nach, während er mechanisch den Schlüssel im Schloß umdrehte und den schweren Holzriegel vor die Thür schob; er hatte die Mühe gehabt, ohne auch nur ein „Schönen Dank" dafür zu empfangen. Jedem das Seine, war Gottfried's Wahlspruch; da war Herr von Schmettow doch

ein anderer Mann; über das reichgewordene filzige Bürgerpack! Gottfried suchte sich über die getäuschte Hoffnung mit dem Gedanken zu trösten, daß der alte Knauser Martin Greif und sein geiziger Sohn wenigstens im himmlischen Jerusalem keinen Platz haben würden.

Draußen vor dem Garten, an den Weidenbüschen des Ufers, stand Bruno still. Ob er sich in den Wagen werfen, spornstreichs nach der Stadt fahren und Clara trotz der späten Stunde aufwecken sollte? Aber lohnte das, was er ihr zu sagen hatte, die Störung, die Unruhe und den Schrecken, die seine plötzliche Ankunft hervorbringen mußte? Ja, wenn er noch als reuiger Geliebter zu ihren Füßen zurückgekehrt wäre, wenn eine zärtliche Versöhnung das Abenteuer hätte beschließen können! Um Abschied zu nehmen, war auch am Morgen noch Zeit.

Er hatte heute genug der Klagen und bittern Worte gehört und durch die Aufregungen dieses Abends so sehr die Herrschaft über sich selbst verloren, daß er befürchtete, von der Schwäche seiner Natur oder von der Hitze seiner Leidenschaft zu Handlungen fortgerissen zu werden, die er sein Leben lang bereuen würde, ohne sie je wieder gutmachen zu können. Zu dem seelischen Unbehagen kam ein physisches; es war eine kalte

Nacht. Schaurig stöhnten die kahlen Bäume, es war ihm, als ächzten die Geister der Tiefe unter der Eisdecke des Flusses. Zu den Sternen wagte er nicht aufzublicken; nicht freundlich wie sonst, drohend funkelten sie ihm entgegen. Die unheimliche Einsamkeit der Straße, der Schnee, der unter seinen Füßen knirschte, sein eigener Schatten, der in dem Licht der einzigen Laterne, die hier den Weg bezeichnete, neben ihm herhuschte, trieben ihn in sein Haus.

Die Dienerschaft war noch in voller Bewegung, üllerall war Licht und Wärme verbreitet. Wie sehr hatte Bruno sonst die Stunde nach dem Ende eines Festes gehaßt! Die Unordnung in den Zimmern, die geschäftige Hast der Diener, Alles wieder in den früheren Zustand zu bringen, die häßlichen Spuren des so rasch vorübergeflohenen Vergnügens, denen der Wirth hier und dort begegnet — Alles hatte ihn in eine mürrische und gereizte Stimmung versetzt. Heute war ihm der Lärm, der Anblick des Festsaales beinahe willkommen. Er hatte eine Wirklichkeit vor den Augen, festen Boden unter seinen Füßen und athmete auf wie einer, der, aus einem wunderlichen Traum erweckt, sich in seinem Bette, in seiner wohlbekannten Schlafkammer wiederfindet. Mag sie noch so ärmlich und unerfreulich sein, sie ist doch eine Wahrheit, ein

Ding an sich, ein unwiderlegbarer Beweis der Außenwelt, gegenüber den losen und leeren Gebilden des Traumes und der Phantasie.

Bruno hatte sich nach .seinem Zimmer begeben. Außer der Ampel, die in erzenen Ketten von der Decke über dem Tisch herabhing, erhellten zwei große Lampen den Raum. In dem dämmerigen Gemach Ellen's wohnten Schatten und Schemen, in dies helle Licht trauten sie sich nicht. Und sie selbst, deren Bild ihn immer noch mit dem Ausdruck und in der Haltung vorschwebte, wie er sie zuletzt gesehen hatte, verlor in dieser Beleuchtung nicht wenig von seiner Seltsamkeit. Die Sibylle, bei deren Anblick und dunklen Reden ein Schauer wie von zukünftigen Uebeln und Gefahren her ihn ergriffen hatte, sank wieder zu dem verschmitzten, heuchlerischen Weibe herab, das mit der Kenntniß, die es von seinem und seines Vaters Charakter und Verhältnissen hatte, gerade wie mit dem Worte Gottes ein kluges Gaukelspiel trieb. Und wie von Ellen, war nun von dem rothen Buch, das vor ihm lag, im Bereich seiner Hand, jeder Zauber gewichen. An den Ecken hatte es die Kohlenglut leicht verletzt.

Nicht aufs neue sollte es ihm der Zufall entreißen, Blatt für Blatt wollte er es durchlesen und noch in dieser Nacht das Geheimniß entdecken, dessen Kunde sie ihm so leidenschaftlich vorenthalten.

Nach den ersten Seiten war er überzeugt, daß sie nur eine romantische Komödienscene mit ihm aufgeführt. Er las in dem Tagebuch des Vaters nichts als die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens: Geburten und Sterbefälle, die Ausbreitung der Fabrik, das Wachsen des Geschäfts, von Verlusten in diesem, von einem erhöhten Aufschwung in jenem Jahre; dazwischen ließen einzelne Gedanken, Betrachtungen, Lebensblicke, die oft von einer großen Schärfe und Herbigkeit des Geistes und einer merkwürdigen Einsicht in Politik und Handel zeugten, zuweilen aber auch den untrüglichen Stempel einer augenblicklichen Stimmung, eines Einfalls trugen.

Gewiß mußten ihm, dem Sohne, diese Blätter mit der Handschrift des Vaters, gleichsam der Auszug und die Quintessenz seines Denkens und seiner Thaten, überaus theuer und werthvoll sein und er fühlte, daß er noch oft zu ihnen zurückkehren würde; aber das, was er in dieser Stunde darin suchte, was Ellen hatte bewegen können, das Buch so sorgsam vor ihm zu hüten, vermochte er nicht darin zu finden.

Hier und dort stand eine Aeußerung über ihn; der Vater klagte über sein fahriges und lässiges Wesen, seine geringe Anstelligkeit in allen praktischen Dingen, er verurtheilte seine künstlerischen Liebhabe-

reien, sein vornehmes Wesen, die Verzärtelung, die ihm die Mutter zu Theil werden ließ.

Es war für Bruno heute peinlicher als jemals, folgendes strenge Urtheil zu lesen:

„Bruno hat den schlimmsten Fehler für einen Mann, der Vielen gebieten und einem großen Fabrikwesen vorstehen soll: er läßt sich weder von festen Principien leiten, noch von einer starken Leidenschaft fortreißen, sondern handelt nach zufälligen Eindrücken und Gemüthswallungen, ist heute verwegen genug, eine Million aufs Spiel zu setzen, und fürchtet sich morgen vor dem Verlust von tausend Thalern. Er möchte reich sein und weiß nicht, ob er seinen Reichthum vermehren, weise genießen oder thöricht vergeuden soll. Am liebsten würde er noch alles Drei zusammen thun, wenn es ginge. Einmal spielt er den stolzen, unbeugsamen Herrn, das andere Mal schwärmt er für die Socialisten und wird es versuchen, nach den Lehren dieser Tollhäusler seinen Arbeitern ein menschenwürdigeres Dasein zu bereiten. Er ist im Stande, sich in ein Fabrikmädchen zu verlieben und einen Monat lang den Gedanken mit sich herumzutragen, sie zu heirathen. Daß ihm dann nur keine Prinzessin oder Gräfin in den Weg kommt — sonst basta! mit dem Fabrikmädchen."

Das waren bittere Worte — um so bitterer, da die Prophezeiung des Vaters bis auf den letzten Punkt eingetroffen war und auch darin sich erfüllt hatte, daß ihn nicht eine übermächtige Leidenschaft, weder der Liebe noch des Ehrgeizes, vorwärts getrieben, sondern daß er, seinen Stimmungen, den Zufällen, den Verwickelungen des Lebens gehorchend, in Schuld und Irrung gefallen war, wie einer, der einen sanften Abhang allmälig hinabgleitet.

Allein wie weh ihm das Urtheil des Vaters auch that — es lohnte sich nicht, ein Buch zu verbrennen, damit ihm diese Zeilen nicht vor Augen kämen.

In schlimmerer Weise waren Vater und Sohn im Leben schroff und gefährlich aneinander gerathen.

Jetzt konnte Bruno mit einer gewissen Wahrheit zu seiner eigenen Rechtfertigung sagen: Ja, so bin ich, ein schwacher, eindrucksfähiger Mensch. Aber wer hat mich so gemacht, wer hat meine Willenskraft gebrochen, als die Erziehungsmethode meines Vaters? Er hat mich in die Zwangsjacke eines Geschäftsmannes gesteckt; hätte ich meinen Neigungen folgen können! Als ob wir einen Willen neben ihm haben durften — und nun spottet er über unsere Schwäche!

Je weiter er in der Lectüre des Tagebuchs vorschritt, desto stärker trat ihm die düstere Weltanschau-

ung, die Verbitterung, die Härte des Vaters gegen sich und gegen Andere entgegen. Er hatte seinen Vater niemals für glücklich gehalten, aber nicht geglaubt, daß er selbst die Trostlosigkeit seines Zustandes und sein Unbefriedigtsein, bei all seinem Reichthum, inmitten seiner Arbeit und Geschäftigkeit, so lebhaft empfunden habe.

Vollends schienen der Tod seines Lieblingssohnes, seiner Gattin, das wachsende Leiden seiner Tochter, das sich als ein unheilbares herausstellte, sein Gemüth verdüstert zu haben. Als ein klarer, nüchterner Kopf, ein Skeptiker in Allem, was die Welt der Gedanken und Phantasien betrifft, war er den Tröstungen der Religion wie der Philosophie unzugänglich.

„Wir müssen uns fügen", hatte er unter die Bemerkung, daß die Aerzte Emma's Krankheit für eine unaufhaltsam vorschreitende Nervenzerrüttung und Lähmung erklärt, geschrieben, „da wir Würmer sind, Staubgeschöpfe, deren höchste Bestimmung darin besteht, den Staub zu vermehren; aber man verlange von uns nur nicht Bewunderung des Schöpfers oder des herrlichen Weltalls. Das Leben ist ein Fluch. Und das Elend der Menschen ist es, daß wir uns nicht einmal an der Ursache, der wir diesen Fluch verdanken, rächen können. Schreie doch, brülle, stöhne,

wimmere, rase — lächerlicher Prometheus, wer hört's, wer beachtet's? Duck' dich und verrecke!"

Da machte es denn doch einen merkwürdigen Eindruck auf Bruno, als er unter dem Datum des 30. October 1863 las:

„Die englische Gesellschafterin angekommen. Auf dem Hamburger Bahnhof. Wolfhart hatte sie in das Haus gebracht. Ihre Erscheinung entspricht der Schilderung, die mir Perkins und Lady Darlington von ihr gegeben; sie nennt sich Ellen Wood und sah bei Lampenlicht wie ein Engel aus, den ich einmal in Dresden auf einem italienischen Bilde lange angesehen hatte — weiß nicht mehr warum und habe auch den Namen des Malers vergessen. Sie spricht gebrochen deutsch."

In eigenthümlicher Spannung las Bruno weiter:

„15. November 1863. Miß Wood gefällt mir immer besser; sie ist still, anspruchslos und hat ein leises Wesen. Für Emma hätte ich keine bessere Gefährtin finden können; sie versteht es, das Kind zu unterhalten, zu zerstreuen und mit einer Aufmerksamkeit, die ebenso rührend wie unermüdlich ist, für sie zu sorgen. Emma ist ersichtlich munterer geworden, seit sie im Hause ist. Ihr Methodistenthum will mir nicht behagen, aber was kümmert's mich? Jeder nach

seiner Façon. Und zum Kopfhänger und Mucker ist Niemand bei mir zu machen. Wenn sie der armen Emma die Herrlichkeit des Paradieses in Rosenfarben schildert, um so besser. Da hat die traurige Kranke doch eine Hoffnung, eine Aussicht in eine himmlische Landschaft.

6. December 1863. Ein sehr gutes Geschäft abgeschlossen; zwanzig Locomotiven sind bei mir bestellt worden. Meine Papiere gestiegen. Eine neue Dampfmaschine geprobt, die weniger Feuerung gebrauchen soll. Wann werden wir bei unserer sündhaften Verschleuderung der Kohlen die letzte in Rauch verwandelt haben? Alter Träumer, du wirst es nicht mehr erleben. Ob die Erde einmal erkaltet, erstarrt, zerspringt, sich in Weltnebel auflöst? Kann sein, kann sein, auch nicht. Alles ist möglich und gewiß ist nichts. Ich philosophire noch unter der Einwirkung unseres Tischgesprächs. Wir waren heute unser sechs, Emma, Miß Wood, Clara — die Mädchen hatten zusammen eine Spazierfahrt gemacht und es wäre hart gewesen, das arme Ding vom Tisch auszuschließen; ist aber ein Unrecht gegen sie; man verdreht ihr den Kopf, sie ist doch nur eine Dienerin, ich werde ihr unter meinen Werkmeistern einen guten Mann aussuchen — also die drei Mädchen, unser Arzt, mein alter Freund

Rumberg und ich. Wir haben, wie Miß Wood sagen würde, über die Geheimnisse Gottes gesprochen. Sie hat sich sehr tapfer gegen uns vertheidigt — es hielt sich natürlich Alles in den Schranken der Plauderei. Dabei ist mir ein neuer Zug an Miß Wood aufgefallen; sie ist sehr stolz und blickt mit einer gewissen Verachtung auf uns Ungläubige herab; das Schlimme ist, daß sie ihren Hochmuth hinter einer übertriebenen Bescheidenheit und Süßlichkeit der Rede verbirgt. Das gefällt mir nicht. Uebrigens hält sie sich vortrefflich; sie ist ernst, zurückhaltend, immer nützlich beschäftigt, ganz anders als die laute, ruschelige Clara, die stundenlang müßig in die Wolken starrt. Das Frauenzimmer muß heirathen . . . Sollte in Miß Wood doch ein weiblicher Tartuffe stecken? Auf seiner Hut sein kann nicht schaden.

20. December 1863. Immer glücklicher Fortgang meines Geschäfts, meiner Unternehmungen, und immer größer wird die Einsamkeit um mich her, immer krauser meine Stirn. Ich bin allein, ohne rechte Freude und Theilnahme an meiner eigenen Arbeit, an dem, was Andere schaffen. Ja, meine Maschinen. Aber die Maschinen sind fühllos und stumm. Meine Arbeiter — eine rohe ungeberdige Masse, die, durch verrückte Narrenspossen aufgestachelt, jetzt nur noch durch

Strenge in Zucht und Ordnung gehalten wird. Wer's noch erleben könnte, das Schauspiel der neuen Welt, den Staatscommunismus! Das heilte mich vielleicht von meinem Menschenhasse, wenn ich sie in blinder Wuth sich einander wie Bestien zerreißen oder alle am Hungertode sterben sähe. Dann dauerten sie mich wohl, während ich sie jetzt verachte. Höhere Bildung, Menschenwürde, Gleichberechtigung für Geschöpfe, die nicht im Stande sind, auch nur für den nächsten Tag zu sorgen, die mehr Lohn verlangen, um mehr verprassen zu können, die mit jeder Bildungsphrase, die sie erhaschen, um drei Zoll größer zu werden glauben. Ich bin ich — und nicht jeder Strolch, der als Handlanger in meine Fabrik tritt, ist mein Bruder. Ich danke schön für diese Ehre. Er werde erst, was ich bin, durch Kraft und Glück, dann wollen wir weiter sehen. Drei Viertel der Menschheit werden bis ans Ende der Erde in Dürftigkeit und Rohheit leben und schließlich verkommen, so war's vor sechstausend Jahren in Egypten, so wird es nach sechstausend Jahren auch noch sein. Klagt, jammert, versucht's, den Himmel zu stürmen, ändern werdet ihr das Weltgesetz nicht. Wer muthig ist, kann sich ja durch einen Sprung ins Nichts leicht und anständig salviren. Der allgemeine Fortschritt ist ein blödes Wort. Einzelne that-

kräftige Leute sind überall emporgekommen; in Asien sind aus Sklaven Könige geworden. Armuth und Reichthum gehen wohl von dem einen zu dem andern über, aber sie selbst bleiben ewig, wie die Pole der Welt, sich gegenüber. Und sind wir Reichen denn glücklich? Was ist mein Leben? Aengstlich bewache ich den Athem eines kranken, unrettbar einem frühen Tode verfallenen Mädchens. Für wen habe ich gearbeitet? Für einen Sohn, der mich so wenig liebt, wie ich ihn liebe. In seiner Weise ist Bruno gut und edel, aber von allen Menschen wäre er der letzte, den ich mir zum Erben und Nachfolger auserwählt. Welchen Zweck hatte also mein Dasein? Ich kann das Geld mit vollen Händen verstreuen — an Unwürdige; für gemeinnützige Ziele und Anstalten, will sagen, zur Beförderung des Müßiggangs, der Bettelei und der bettelhaften Gesinnung. Alle denkbaren Genüsse kann ich mir verschaffen, um mir allerlei Krankheiten und Schmerzen, Langeweile und Ueberdruß theuer zu kaufen. Schal, eitel, nichtig, unheilschwanger sind die Freuden dieser Erde. Und die drei großen Göttinnen: Liebe, Freundschaft, Tugend — sie müssen sich vor meinen grauen Haaren und den Runzeln meines Gesichts fürchten, denn ich bin ihnen noch nicht begegnet. Die Handlungen der Menschen entspringen aus Selbst-

sucht und vor einem Haufen Geldes werden die tugendhaftesten Männer zu schweifwedelnden Hunden und die sittsamsten Frauen zu frechen Buhlerinnen. Der Mensch ist gleich bereit, sich zur Waare zu erniedrigen, sobald nur der angemessene Preis geboten wird. Aber auf tausend und aber tausend fällt es Niemand ein zu bieten und sie bleiben, was die andern tugendhaft nennen, weil ihnen Gelegenheit und Versuchung fehlen. Viele haben eine übertriebene Meinung von ihrem Werthe und verschmähen den geringen Preis, den der Käufer für sie zahlen will; so spielen sie anfangs die Verachter des Goldes, bis sie zuletzt in die Klasse jener hinabgesunken sind, die als unverkäufliche Waaren den großen Kehrichthaufen der Welt bilden . . . Welch ein Thor bin ich, mit meiner Galle das Papier zu beflecken! Wem nützt es? Ich will noch eine Seite im Lucretius lesen.

6. Januar 1864. Bruno ist von seiner Reise durch Frankreich zurückgekehrt. Im Ganzen sieht er männlicher aus und scheint seine Zeit doch nicht ganz nur mit Kindereien, Phantastereien und noblen Passionen hingebracht zu haben. Er hat die großen Maschinenanstalten des Landes nicht ohne Nutzen besucht. Wir haben uns beide Mühe gegeben, in der ersten Unterredung frühere Streitigkeiten zu vergessen, ein herz-

licher Ton ist aber doch nicht aufgekommen. An gutem Willen läßt er es nicht fehlen, allein es geht ihm wie mir wider die Natur. Er wird nicht hier wohnen, sondern ganz nach der Stadt übersiedeln. Emma gefiel dieser Entschluß offenbar nicht, dafür hatte er meinen ganzen Beifall. In demselben Hause würden wir zu oft aneinander gerathen. Ich bin neugierig, was Miß Wood über ihn urtheilen wird. Ich glaube, Emma hatte ihm heimlich die Photographie ihrer neuen Freundin geschickt, denn er bezeigte nicht die geringste Verwunderung bei dem Anblick der Miß Wood. Und sie ist doch eine so eigene Erscheinung, daß sie Jeder mit Interesse betrachtet. Sie hatte sich dagegen von ihm eine andere Vorstellung gemacht; sie ward blaß und zitterte, als er sie anredete. Bei Tische ist er zu Emma sehr liebenswürdig gewesen.

7. Januar 1864. Drei Stunden — wahrhaftig drei volle Stunden mit Miß Wood allein geredet! Die Freude über die Ankunft ihres Bruders hat die arme Emma tief erschüttert; sie hat heute früher als sonst ihr Bett aufsuchen müssen und Clara aufgefordert, bei ihr zu bleiben. Was ist das? Die beiden Mädchen haben heute fortwährend die Köpfe zusammengesteckt. So darf es nicht länger gehen, Clara wird verbildet, läuft am Ende zum Theater oder fällt

der Schande anheim. Ich saß also an unserem Tisch mit Miß Wood zusammen — waren einst unser fünf darum gewesen . . . Miß Wood verstand und würdigte meine Stimmung; ihr ruhiges, geräuschloses Walten, ihre Aufmerksamkeit auf meine Wünsche hat schon für sich allein etwas Wohlthuendes und Befreiendes. Da ist keine heftige Geschäftigkeit, die mich verdrießt, keine Aufdringlichkeit, Alles geht mit einer gewissen Stille vor sich. So hatte sie bald meine Verstimmung und meinen Trübsinn nicht verbannt, aber doch gemildert. Ich bemerkte jetzt erst, daß ihre bloße Anwesenheit Behaglichkeit schuf. Nachdem wir von Emma's Zustand gesprochen, kamen wir auf Bruno zu reden. Sie hoffte, daß die Lebhaftigkeit des Bruders günstig auf die Schwester zurückwirken würde, und rühmte die Frische seiner Darstellung — er hatte uns viel von den Werkstätten und Hohöfen im Creuzot erzählt. Taktvoll überging sie jede weitere Erörterung.

„Ein junger Mann und ein junges Mädchen, wenn sie sich zum ersten Male sehen“, sagte ich, „empfangen doch einen sehr bestimmten Eindruck voneinander, einen ersten Anklang von Liebe oder Haß. Halten Sie mit Ihren Empfindungen nicht zurück, Miß Wood.“

Ihre klug gewählten Ausdrücke waren mir wie Heuchelei und Verstellung erschienen.

„Von Liebe oder Haß wird nie zwischen Herrn Bruno Greif und mir die Rede sein“, entgegnete sie mit jener vornehmen Gemessenheit, die mich so recht das Unpassende meiner vorlaut barschen Frage empfinden ließ. „Ich schätze ihn hoch als Ihren Sohn und kann keinen andern Wunsch haben, als mir seine Achtung zu erwerben, solange ich das Glück habe, in Ihrem Hause zu sein. Darüber hinaus trennt eine tiefe Kluft, nicht nur der Stellung und des Ranges, sondern auch der Anschauungen, ihn und mich.“

„Der Anschauungen?“ mußte ich nun doch lachend erwidern. „Hat Ihnen Emma von seiner Freigeisterei vorgeplaudert? Aber wir können doch nicht alle gläubig sein — ich bin es noch weniger als mein Sohn, und wir beide sind bisher doch leidlich miteinander ausgekommen, meine Sie, Miß Wood, und mich.“

„Das beweist nur meine Ansicht, daß bei Verschiedenheit der religiösen Vorstellungen Menschen sich wohl gegenseitig hochschätzen und freundlich nähern können“, antwortete sie, „aber daß darüber hinaus ein innigeres Verhältniß unmöglich ist oder mir doch unmöglich erscheint.“

„Oho, was hat die Liebe mit Gott und Unsterblichkeit zu schaffen?“

Ich fand plötzlich ein Vergnügen daran, sie in die Enge zu treiben. Aber ich wurde schön abgefertigt.

„Die Liebe, Herr Greif, von der Sie doch allein sprechen können“, sagte sie ohne jede falsche Ziererei, „die tugendhafte Liebe sollte der Hoffnung entsagen können, daß sie über das Grab hinaus dauert?“

Darauf wäre nun Manches zu erwidern gewesen, aber sie hatte Recht, ich durfte ihr nicht mit Schopenhauer'schem Naturtrieb und Naturalismus kommen. So fingen wir denn ein anderes Gespräch an, das unmerklich doch wieder in das frühere Geleise einlief. Sie erzählte mir von ihrem Leben in Folkestone bei der Familie Darlington. Wie merkwürdig! Sie ist ein überspanntes, romantisches Frauenzimmer, der aber die Wunderlichkeit so leicht und hold sitzt wie ihre Kleider. Immer fällt mir der Engel ein, der mit dem Lilienstabe in der Hand der Maria die Botschaft Gottes bringt. Von einem Londoner Straßenpflaster einen Betrunkenen und Verwundeten mit sich nehmen, ihn verbinden, pflegen, sich Unannehmlichkeiten und falschen Gerüchten seinetwegen aussetzen — und das Alles aus Mitleid, ohne zu wissen, wessen man sich erbarmt . . . Wenn mir Perkins nicht in seinen Briefen diese Geschichte angedeutet hätte, der Brief der Lady mir nicht vorläge, würde ich das Ganze für eine Fabel

halten. Und diese Seelengröße des Mädchens verleugnet sich auch später nicht. Der junge Mensch verliebt sich in sie — sehr natürlich, Bruno würde in dem gleichen Falle denselben dummen Streich machen; er hat Aussicht, einmal die Pairie zu erben, da sein älterer Bruder, wie Ellen sagt, kränklich und hinfällig ist; Himmel und Erde setzt er in Bewegung, das Mädchen zu einer heimlichen Trauung zu bewegen, selbst der Vater wird für den Plan gewonnen — sie bleibt in ihrer Entsagung unerschütterlich und verläßt lieber das Haus, als daß sie den Frieden zwischen Mutter und Sohn gestört hätte.

„Das ist heldenmüthig", habe ich ihr am Ende ihrer Geschichte gesagt.

„Wenn Gott in uns und mit uns ist —" entgegnete sie mit jenem Augenaufschlag, der mir immer noch zu rathen aufgibt.

Bald nachher haben wir uns gute Nacht gewünscht. Sie ist das eigenthümlichste Frauenzimmer, das mir in meinem Leben begegnet ist. Während ich sonst alle Ueberspanntheiten und Schwärmereien hasse, finde ich sie dem Aussehen, der Haltung, dem Gange — er hat etwas Schwebendes — der Rede der Miß Wood durchaus angepaßt und in Harmonie mit Allem; es würde mir jetzt schon etwas fehlen, wenn sie weniger wunder-

lich wäre. Wunderlich oder seraphisch? Das Deutsche spricht sie jetzt schon fließender, natürlich mit manchen Irrungen.

12. Februar 1864. Einen großen Zank mit dem alten Wolfhart gehabt. Was diese Menschen sich einbilden! Er hat mir treu und redlich gedient, ist er darum mein Herr geworden? Kümmert es ihn, daß ich Miß Wood mein Vertrauen schenke? Thut sie ihm Eintrag? Die Einrichtungen, die sie getroffen hat, bezwecken nur Emma's und meine größere Bequemlichkeit. Nicht die geringste Thatsache hat er wider sie vorzubringen gewußt. Statt jedes Beweises wiederholte er sein beständiges: „Und sie ist doch eine Muckerin!“ — „Hindert Dich das, Deine Pflichten zu erfüllen?“ Darauf ist er mir die Antwort schuldig geblieben. Der Neid verzehrt diesen Menschen; habsüchtig und prahlerisch war er immer. Nun demüthigt ihn die höhere Natur, die Uneigennützigkeit und Bescheidenheit dieses Mädchens.

13. Februar 1864. Mit Miß Wood über die Wolfharts gesprochen. Welch ein Friede, welche Stille ist doch über und um sie ausgegossen! Sie hat den ganzen Zwiespalt auf Mißverständnisse des Alten zurückgeführt; nicht entfernt habe sie bei ihren Anordnungen die Absicht, ihn zu kränken, gehabt. Hoffentlich

nimmt der alte Bär Vernunft an. Ich sehe aber in der ganzen Angelegenheit schon klarer als Miß Wood. In ihrer Unbefangenheit hat sie auf alle meine Fragen geantwortet, ohne deren tieferen Sinn zu merken. Es scheint ein Liebesverhältniß zwischen Bruno und Clara zu bestehen — offenbar noch eine Kinderei. Aber die Wolfharts haben Luftschlösser darauf gebaut und sich im Geist als halbe Herren im gelben Schlosse betrachtet. Die Ankunft der Miß Wood, die Aufnahme, die sie bei mir gefunden, muß ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht haben. Sie fürchten wohl, daß Bruno die Engländerin ihrer braunen Zigeunerin vorziehen könnte. Läppisches Zeug — aber ich muß dazwischen fahren. Solche Schwiegertochter fehlte mir noch gerade, um das Glück des reichen Mannes voll zu machen. Wozu hat man Kinder? Die guten sterben vor der Zeit und füllen unsere Augen mit Thränen und unsere Herzen mit Trauer; die ungerathenen gedeihen herrlich wie das Unkraut und vergiften mit ihren Schlechtigkeiten uns Speise und Trank. Je mehr Kinder, desto mehr Unruhe, Sorge und Pein ... Mein einziges Vergnügen ist der Gang der politischen Dinge. Bismarck, das ist mein Mann; Blut und Eisen und ein gesunder Krieg. Die Schwätzer zum Thor hinausgefegt, die Schreier in den Soldatenrock gesteckt, Trommel-

wirbel und dann in die Schlacht. Wenn sie sterben, thun sie doch etwas fürs Vaterland. Die Völker schreien nach Freiheit, während sie nur in der Knechtschaft dauern können. Bald genug werden die Amerikaner erkennen, welch Unheil sie sich mit der Sklavenemancipation eingebrockt haben. Am Ende des Jahrhunderts werden sie nach einem Despoten jammern, wie die Juden ehemals nach dem Messias riefen.

1. März 1864. Es ist richtig, mein Herr Sohn hat eine Liebesgeschichte mit der Clara angefangen, zum Glück in höchst kindischer Weise. Er wird es poetisch nennen. Sie schreiben sich zärtliche Briefe und gehen im Mondschein spazieren. Aus Furcht vor mir wagt er die Sache nicht weiter zu treiben; ich hab' es ja stets gesagt, daß er ein Bursche ohne Feuer und Leidenschaft ist. Wenn er noch spielte, das Mädchen in der That verführte — mit Geld läßt sich Alles zudecken; es wäre doch ein männlicher Zug darin und ich könnte hoffen, daß er dereinst, nachdem er sich die Hörner abgelaufen, ein ganzer Mann werden würde. Aber das lebt nicht unsittlich und nicht tugendhaft, nicht gut und nicht böse, ohne Eifer für die Arbeit, ohne Rausch im Genuß dahin. Uebermorgen reist er nach Steiermark, um sich die dortigen Eisen-

werke anzusehen; dem Wolfhart werde ich zeigen, wo ihn der Schuh drückt. Basta!

20. März 1864. Heute war ein außerordentlich milder und sonniger Tag; wir hatten bis Sonnenuntergang fünfzehn Grad Wärme. Emma, die sich erholt hat und recht gut aussieht, und Miß Wood haben mich in der Mittagsstunde aus der Fabrik im Wagen abgeholt und all mein Sträuben hat mir nichts geholfen, ich habe mit ihnen nach dem Schlößchen Tegel hinausfahren müssen. Dorthin hatten die Listigen schon einen Diener vorausgeschickt, wir haben im Gasthause den Tisch gedeckt gefunden, Emma ihren Rollstuhl, um sich durch den Garten fahren zu lassen. Den See entlang über Saatwinkel sind wir nach dem gelben Hause zurückgekehrt. Ein reiner Freudentag. Emma hat wie ein Kobold gelacht, daß sie mich überlistet und mich einmal „freigehalten"; auch Miß Wood hat herzlich in den Scherz eingestimmt. Ich hätte nie gedacht, daß sie so aus voller Kehle lachen kann — und wie gut steht ihr dies Lachen! Wie sie sich in meine und Emma's Eigenheiten eingelebt hat, ist kaum zu beschreiben. Ihre angeborene Herzensgüte, ihre Selbstlosigkeit erleichtern ihr freilich eine solche Hingabe, ein solches Aufgehen in und für Andere, aber man merkt ihr auch nicht den Schatten eines Zwanges

an. Sie bewegt sich in unserer Mitte, nur für uns sorgend, in einer Freiheit, Würde und Anmuth, daß man sie sich gar nicht in einer andern Stellung, in einem andern Rahmen denken mag. Was sollte aus uns werden, wenn sie uns verließe?"

Das erste „uns", sah Bruno jetzt, war ausgestrichen und „Emma" darüber geschrieben, als hätte der trotzige Mann sich später eines solchen Bekenntnisses geschämt.

„31. März 1864. Nach Tische habe ich mit Miß Wood ein längeres interessantes Gespräch geführt. Wir fingen von Reiseplänen an; der Arzt will Emma der Zerstreuung und der guten Luft wegen auf zwei Monate nach Wiesbaden und Schlangenbad senden; kamen dann auf den Zustand der theuren Kranken und verirrten uns allmälig in den Abgrund des Todes. Miß Wood hat sich eine eigene Theorie, halb nach indischen Mustern, über das Leben nach dem Tode ausgedacht; die Seele wandert nach ihr von der Erde, nach den nächsten Planeten, je nach ihren Fähigkeiten und nach einem längeren Verweilen an diesem Aufenthalt, nachdem sie dort zugleich weiser und moralisch besser geworden, schwingt sie sich zu einem andern Sterne auf. Eine unendliche, unabsehbare Wanderung! Ich warf ihr ein, daß sie nur das

irdische Sein fort- und fortsetze und durch ihre Annahme einer ewigen Pilgerschaft die Menschheit um das einzig wirkliche Glück brächte: die Ruhe, die uns der Tod verheißt; denn das Paradies der Christen sei ein seliges Ausruhen, und die Vernichtung, an welche wir Materialisten glaubten, schlösse endgültig das Dasein des Einzelnen ab, Beides wäre im letzten Grund dasselbe. Aber sie wehrte sich wacker; meine Auffassung sei gut für die Müden und die Feigen, die Tapferen und die Strebenden gingen bis ans Ende der Welt.

„Und all die Millionen Seelen viehischer, roher, wilder und dummer Menschen — denn die Mehrzahl der Menschen ist elender, dümmer und armseliger als die Thiere — wollen Sie auf die Sterne versetzen?“

„Warum nicht? Fliegen die Spatzen nicht auch in die Luft? Nur kommen sie nie dahin, wo der Adler horstet.“

Und so weiter. Flausen, so das Eine wie das Andere. Aber ist es nicht angenehm, ein junges hübsches Mädchen um sich zu haben, mit dem man über solche Dinge plaudern kann, ohne befürchten zu müssen, daß sie einem davonläuft oder dabei einschläft? Miß Wood hat einen ernsten Sinn, sie strebt und sucht nach der Wahrheit; keineswegs schlägt sie wie die heuchlerischen Pietisten oder die introleranten Pfaffen ein Kreuz gegen

ein philosophisches Buch. Kennen lernen will ich Alles, hat sie mir neulich gesagt, allein mein Glaube wird durch mein Wissen schwerlich eine Aenderung erfahren; die Empfindung ist die Wurzel des Lebens und des Glaubens, nicht der Verstand.

5. April 1864. Jeder muß das Exempel seines Daseins auf eigene Weise lösen und es gibt die verschiedensten Arten, es glücklich zu lösen. Es ist eine Täuschung, daß mehr des Unglücks als des Glücks auf Erden vorhanden sei; eine Täuschung, die daher entspringt, daß der Betrachter bei aller Weite und Schärfe seines Blickes doch immer nur die eine Art Glück, die er fühlt, versteht und würdigt, in den menschlichen Zuständen sucht und die übrigen übersieht. Meinungen Miß Wood's gegen Schopenhauer's Weltelend. Als Beweis erzählt sie folgende Thatsache: Ein schrecklich durch eine Maschine verstümmelter Arbeiter ward nach Folkestone gebracht und dort verpflegt; er litt die furchtbarsten Schmerzen. Da erlaubte ihm der Arzt zu rauchen. Der Lord schenkte ihm ein Dutzend guter Cigarren, und in seine Rauchwolke sich einhüllend, vergaß der Verstümmelte seine Leiden und war nach seiner eigenen Behauptung der glücklichste Mensch. Dies für das Physische. Und sie fragt weiter: kann sich ein Philosoph, der an keine Götter

glaubt, auch nur annähernd eine Vorstellung von dem unbeschreiblichen Genuß machen, mit dem eine arme Wittwe an einem Sonntagnachmittag in ihrem Andachtsbuche liest und in die Hoffnung ewiger Seligkeit und des Wiedersehens ihrer Geliebten sich vertieft? Weil der Philosoph diesen intellectuellen Genuß nicht empfindet, streicht er ihn einfach aus. So verketzern alle die Liebe, wenn sie frei von ihr sind, niemals, wenn sie unter ihrem Zauber stehen . . . Es hört sich ganz gut an für diejenigen, die ihr Lebensexempel richtig herausgerechnet haben, ich habe leider das x meiner Gleichung nicht gefunden. Oder wäre der Rechnungsfehler vermieden worden, hätte ich dies außerordentliche Frauenzimmer zehn Jahre früher kennen gelernt?

2. Mai 1864. Aergerlicher Auftritt mit Bruno, der vor einer Woche zurückgekommen. Er nimmt Partei für die Arbeiter, die sich gegen die neue Fabrikordnung auflehnen. Fehlte mir noch, einen aufrührerischen Sohn im Hause zu haben. Die Herren Arbeiter können sich zum Teufel scheren; sie sind ohne Zweifel freie Leute, aber ich bin auch ein freier Mann. Im gelben Hause Zank mit Wolfhart. Es wird nicht eher gut, bis ich ihn aus dem Hause gewiesen habe. Sollte mir leid um ihn thun. Nein, warum ist er ein Wider=

beller? Wer mein Brod ißt, hat mir zu gehorchen. Pein, Sorge, Verdruß, ein beständiges Hetzen hin und her . . . wo ist Ruhe und Glück? Im Grabe.

7. Mai 1864. Ich habe meine Fabrikordnung nun doch durchgesetzt. Alle wollten gehen, und wie viele sind gegangen? Noch nicht ein Dutzend. Ja, Hunger thut weh und so viel wie Martin Greif zahlt Keiner. Bruno war ganz verdutzt, als die furchtbare Rebellion wie eine Seifenblase zerplatzte. Sei du nur selbst ein Mann von Eisen, du zwingst die Andern, du zwingst zur Noth auch die Götter.

15.—20. Mai 1864. Reise nach Wiesbaden. Eine passende Wohnung und Einrichtung für Emma und Miß Wood gefunden. Sonst macht mir das Reisen kein Vergnügen. Die vielen Menschen, mit denen man gezwungenermaßen in Berührung kommt, widern mich an; sie sind zudringlich, neugierig, Schwätzer und Lärmmacher. Das ganze Affenthum der Menschheit kommt auf Reisen zum Ausdruck. Ich lobe mir ein stilles, wohlverschlossenes Haus. Im Eisenbahnwaggon, im Gasthofe, an der Table d'hôte — überall Hansnarren, die sich als Weise aufspielen, jeder in einem andern Humor und alle gleich unausstehlich. Von den Weibern ist gar nichts zu sagen. Miß Wood erscheint mir mehr und mehr als eine Ausnahme ihres Ge-

schlechts. Ihretwegen habe ich mich schon in ganz curiose Ideen verloren. So auf der Nachtfahrt hierher. Hat dies Mädchen schon einmal einen Mann geliebt? Dummheit, bin ich ihr Beichtvater?

29. Mai 1864. Vor einiger Zeit auf einer Bilderauction ein holländisches Bild gekauft, eine Dame in Blau, das mir wegen einer leichten Aehnlichkeit mit Miß Wood auffiel. Ich habe es heute von dem Restaurator erhalten, es nimmt sich nach der Restauration vortrefflich aus. Die Aehnlichkeit mit ihr tritt jetzt noch stärker hervor; es ist der Schnitt ihres Gesichts, die Farbe und das Wellige ihrer Haare. Während ihrer Abwesenheit wird es mich an sie erinnern. Ich habe mich so an ihre Gegenwart, ihr Walten im Hause gewöhnt, daß es mir schwer werden wird, so viele Wochen ohne sie hinzuleben . . . Uebrigens ist es ein gutes Geschäft gewesen, der Banquier Gutmann, der vorhin das Bild bei mir sah, hat mir gleich das Zehnfache des Kaufschillings dafür geboten, veräußere es aber nicht.

3. Juni 1864. Emma und Miß Wood sind heute nach Wiesbaden abgereist; Bruno begleitet sie. Er ist ein besserer Reisemarschall als ich; er hat eine vornehme Weise, das Geld auszugeben, spielt dabei gern den englischen Lord und ist zu weltschmerzlich,

um sich über Kleinigkeiten zu ärgern. Nun bin ich ganz allein. Der Garten ist schön, der Rasen grün, golden schien die Sonne und doch hat mich ein stundenlanges Umherwandeln unter den Bäumen nur verdrießlich und traurig gestimmt. Nachher habe ich mit Cursbuch und Karte ihren Weg verfolgt — gerade als ob sie nach der Negerstadt Timbuktu reisten. Ist es das Alter, das mich so wehmüthig macht?

4. Juni 1864. Sie sind glücklich angekommen. — Hat Lucretius Recht, daß einzig die Furcht die Götter geboren hat? Freilich, bei der Mehrzahl der Menschen wird er das Richtige getroffen haben. Sie fühlen sich nur wohl unter der Peitsche, und den unsichtbaren Göttern gab ihre Angst die stärkste Geißel in die Hand. Aber die Klugen, die Pfiffigen? Sind alle Priester Betrüger? Das ist eine unsinnige Behauptung, und doch, was können sie noch fürchten? Immer noch die alten Fabeln, den Tartarus, die Hölle und die ewigen Strafen? Miß Wood sagt, der Glaube wird aus der Sehnsucht geboren, aus der Sehnsucht nach Harmonie, nach einer Vereinigung von Güte, Wahrheit und Schönheit. So wäre seine tiefste Wurzel die menschliche Armseligkeit, das Gefühl der Unzulänglichkeit dieser Erde, unseres eigenen Wesens. Mit der Freiheit und Vollkommenheit der Menschheit

hörte die Gottheit auf, oder Beides, Sterbliches und Unsterbliches, verschmölze ineinander? Tolle Phantasien, die Menschen werden stets der Peitsche des Sklavenhalters bedürfen, eines irdischen wie eines himmlischen. Und ich, der ich diesem Zwange entwachsen bin, der ich keine Furcht empfinde — ich hasse die Menschen, ich verachte die Welt, ich bin allein.

5. Juni 1864. Summa einer dreiundvierzigjährigen Thätigkeit, seit meinem fünfzehnten Jahre, wo ich das erste Geld verdiente — eine Million und ein verpfuschtes Leben.

6. Juni 1864. Zwei Briefe auf einmal erhalten, von Miß Wood und Bruno. Emma ist von der Reise angegriffen und hat ihm nur ihre Grüße und Wünsche in die Feder dictiren können. Miß Wood beruhigt mich indeß über den Zustand der Kranken. Der Arzt, habe sie wohler gefunden, als er nach der Schilderung unseres Hausarztes vermuthet. Als ob solche Ansichten, selbst das bessere Aussehen Emma's das Ende um mehr als um Tage und Wochen hinausschieben könnten! Und doch fühlt man sich einen Augenblick getröstet und beruhigt, in einem Tag Aufschub sieht man einen Gewinn. Ich quäle mich zwischen Furcht und Hoffnung und sollte doch, da der Ausgang der Krankheit unabwendlich ist, der Leidenden ein schnelles, schmerzloses

Ende wünschen. Ist das nun Theilnahme oder Selbstsucht? Ich fürchte, das Letztere.

9. Juni 1864. Bruno ist zurückgekehrt. Pünktlich thut er, was ihm vorgeschrieben ist, aber zugleich läßt er merken, daß er sich nur dem Zwange fügt. Er verachtet sich selbst, daß er gehorcht, und hat doch nicht den Muth, offen mit mir zu brechen und der Schmied seines eigenen Glückes zu werden. — Miß Wood überschätzt ihn; seine gefällige Form, seine Hamlet-Stimmung scheinen sie angezogen zu haben. Daß ein so ruhiges und überlegenes Frauenzimmer sich von einem jungen Menschen, der, im Vollgenuß des Reichthums, aus Abneigung gegen jede nützliche praktische Thätigkeit das verkannte Genie spielt, so täuschen lassen kann! Wenn ich nicht zu sicher wüßte, daß sie freiwillig eine ganz andere Partie ausgeschlagen hat, als er eine ist, würde ich beinahe dem alten Wolfhart Glauben schenken. Aber Miß Wood, die englische Gouvernante, auf der Jagd nach dem einzigen Sohn des reichen Hauses — das ist eine Lästerung. Unseliges Mißtrauen, das mit mir groß geworden!

7. Juli 1864. Ereignißlose Wochen. Das Einerlei der Arbeit und des Lebens gleicht genau dem Auf- und Niedergang einer Maschine; jetzt fährt der durch

Dampfkraft getriebene Hammer nieder, jetzt steigt er empor. Waren zu diesem Zwecke höher begabte Geschöpfe nöthig? Wie halten wir es nur in dieser Tretmühle aus? Ist der Mensch vielleicht die Krankheit, der Auswuchs der Erde, eine verderbliche Ueberspannung ihrer schöpferischen Kraft? Mißmuthig sehe ich Tag um Tag träge dahinschleichen und weiß nicht, ob ich mich freuen soll, daß wieder einer vorüber ist, oder klagen, daß ein neuer anbricht. Und dabei die Gewißheit, daß die Hand keines Gottes die Urne, aus der tropfenweise die ewige Zeit quillt, umzustürzen vermag, daß trotz aller Weltuntergänge irgendwelche Wesen stets ein Heute und ein Morgen haben werden — man hat solchen Gedanken gegenüber nur die Wahl, verrückt zu werden oder dem Absoluten eine Fratze zu schneiden.

3. September 1864. Endlich nehme ich das Buch wieder vor. Wozu diese Kritzeleien? Aus Gewohnheit. Warum webt die Spinne ihr Netz? Die Langeweile und Oede im gelben Hause waren mir unerträglich geworden, ich bin am 12. Juli nach Wiesbaden gereist und gestern mit den beiden Mädchen zurückgekommen. Die Kur in Wiesbaden und Schlangenbad hat Emma gut gethan, ihre Stimmung ist gehobener. Diesen Herbst und Winter bringen wir das theure

Kind durch, hat mir heute unser alter Arzt gesagt, und dabei rieb er sich freudig die Hände, als verkündige er mir einen großen Sieg oder eine wunderbare wissenschaftliche Entdeckung. Diesen Herbst und Winter — und dann? Darauf bleibt der Jünger Aesculap's die Antwort schuldig. Medicin und Theologie — ein Charlatan mit zwei Gesichtern; beide Künste versprechen uns Rettung und machen rathlos dem Tode Platz. Gleich unerforschlich ist der einen wie der andern das Geheimniß des Lebens. Wie groß ist Molière, der beide verspottet! — Auch mich hat die Reise erfrischt, der Aufenhalt in einer schönen Natur, der Müßiggang. Aber ich bin ungerecht, ich vergesse die Hauptsache. Was würde das Alles genützt haben ohne die Gegenwart Ellen's? Eine Kranke und einen Grillenfänger — wahrlich, sie hatte eine tüchtige Last an uns; und mit welch himmlischer Geduld hat sie unsere Launen ertragen! An guten und bösen Tagen ist sich ihre Aufopferung, ihre Heiterkeit immer gleich geblieben. Ohne Uebertreibung, ohne ein Uebermaß von Hingabe, hinter dem sich nur eine selbstsüchtige Berechnung versteckt, hat sie anspruchslos und stillbescheiden die ganze Seelenschönheit ihrer Natur entfaltet. Wie lange hat sie sich geweigert, den kleinen Türkisenschmuck von mir anzunehmen, den sie in dem Schaufenster eines Ju=

welierladens bewundert! Dabei machte ihre Schönheit, ihr anmuthiges Benehmen auf der Promenade, in den Concerten Aufsehen. Sie hatte für Niemand einen Blick — und doch, wenn sie wollte! Sie würde bald einen reichen Freier finden. Was fesselt sie an mein Haus? Die Freundschaft für Emma? Ihre Armuth? Aber wie leicht müßte sie sich eine bessere Stellung, einen hervorragenderen Platz in der Gesellschaft erwerben können! Es ist und bleibt ein Räthsel in ihr. Wozu diese Grübelei? Statt dankbar ihre Gegenwart, ihre Anhänglichkeit als ein Geschenk des Schicksals hinzunehmen und Alles zu thun, sie festzuhalten, sinne ich über Dinge her und hin, die mich nichts angehen. Sie wird bleiben, weil es ihr im gelben Schlößchen gefällt. Ihre Vergangenheit — alter Narr, kannst du im Ernst glauben, daß ein Mädchen mit solchem Gesicht, mit solchem Verstande vierundzwanzig Jahre hinter sich hat, ohne Leidenschaften erweckt und empfunden zu haben? Handelt es sich um deine Schätze, deine Waaren?

30. September 1864. So wäre nun auch dies Verhältniß gelöst. Ich habe dem alten Wolfhart den Dienst kündigen müssen. Ist mir übrigens ganz recht geschehen; warum habe ich die Unverschämtheit dieses Mannes so viele Jahre lang großgezogen. Von den

Menschen Treue und Dankbarkeit erwarten, ist überhaupt eine Dummheit, und nun gar von denen, die in unserer Abhängigkeit stehen. Sein Betragen gegen Miß Wood artete in grobe Flegelei aus; je mehr sie sich bemühte, seine Ungehörigkeiten mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, desto frecher und herausfordernder wurde er. Dabei dauerte das Versteckspiel und die sentimentale Briefschreiberei zwischen Bruno und Clara fort. Als ich dem Alten einen braven jungen Mann aus der Fabrik, meinen tüchtigsten Werkmeister mit auskömmlichem Gehalt, von gesetztem Charakter, für seine Tochter zum Gatten vorschlug, lachte er mir beinahe ins Gesicht: Clara sei ihm nicht für einen Baron feil. Der Hochmuthsteufel ist in die ganze Familie gefahren. Im Laufe des Octobers müssen sie dies Haus räumen; eher wird die Ruhe hier nicht einkehren. Mag er sich dann einen Grafen für seine Tochter aussuchen. Das Mädchen ist über ihren Stand erzogen und wird ein schlechtes Ende nehmen, sie hat hitziges Blut und Gefallen am Putz. Da wir alle verderben, verschlägt's freilich nicht, auf welche Weise dieser oder jener zu Grunde geht.

15. October 1864. Die Wolfharts sind ausgezogen; die Einzige, die geweint hat, war Clara. Die beiden Alten sind beinahe ohne Gruß geschieden. Fritz

wird in der Fabrik weiter arbeiten; er ist ein wilder Bursche, aber er hat einen trotzigen Willen. Scheinbar geschah der Auszug so über Hals und Kopf, um meine Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit vor den Leuten in das rechte Licht zu setzen. Der alte Schelm hatte dabei schon seit Monaten eine Wohnung in der Stadt gemiethet und eingerichtet. Warum nicht? Er hat mich ja, wie ich heute aus dem Rechnungsbuche der Miß Wood ersah, zwanzig Jahre lang bestohlen und betrogen. Pfui über das Gesindel! Ich will ein Kreuz über die ganze Geschichte machen.

30. October 1864. Heute ist es ein Jahr, daß Miß Wood ins Haus gekommen. „Ist sie nicht ein Engel?“ fragte Emma und ihr bleiches Gesichtchen strahlte wie von einem überidischen Glanze. „Antworte, Papa.“ So nahe mir die Thränen waren, ich zuckte nicht mit den Wimpern und gab nur Miß Wood schweigend die Hand. Was sie für Emma ist — ich kann es ihr nie vergelten. Bruno hat meine Einladung, zum Mittagsessen herauszukommen, abgelehnt; in seinem Kalender mag der Tag schwarz angestrichen stehen.

27. November 1864. Wie mir das Haus, das Leben ohne Miß Wood vorkommen würde? Ob ich dies lästige, langweilige, verdrießliche Dasein noch er-

träglich fände? Gleich einem warmen Sonnenblick erheitert und erleuchtet sie die Dämmerung meines Alters. Wenn sie mir einmal fehlen sollte, wie mir eines Tages Emma fehlen wird? Ich weiß nicht, was diesen abscheulichen furchtbaren Gedanken in mir erweckt hat, aber er ist da, mir gegenüber, ein gespenstischer Schatten, der nicht weichen will. Unnöthige Furcht; wie man gewisse Kränkungen der Ehre nicht erträgt, ohne zum Degen zu greifen, so überlebt man auch gewisse Verluste nicht. Um eines elenden Bankrotts willen haben sich schon Viele das Leben genommen — wenn das Herz, der Geist, die Kraft, die uns leben macht, erloschen sind, wer wäre so feig, den physischen Faden nicht zu zerschneiden, der uns in dieser Jammerhöhle festhält?

5. December 1864. In allen Sätteln ist sie gerecht. Mit welcher Aufmerksamkeit hat sie mir heute zugehört, als ich ihr den Betrieb der Fabrik, die Ausdehnung des Geschäfts auseinandersetzte! Wie klug waren ihre Fragen, welchen lebhaften Antheil nahm sie an meinen Plänen! Dann haben wir beide bis über Mitternacht hinaus von der Luftschifffahrt geschwärmt, ein lenkbares Luftschiff erfunden und sind über Gebirge und Meere, über alle Zollschranken und Grenzpfähle unaufhaltsam hinweggeflogen, hoch über der Erde, in den Lüften, wie der Condor oder noch

besser der Vogel Greif. Ja, das wäre noch eine Entdeckung, die zugleich die Schranken des Irdischen erweiterte und den menschlichen Geist von tausend Vorurtheilen befreite, die mitzuerleben sich lohnte. Ihre Augen glänzten von Begeisterung . . . ich glaube, wir waren nahe daran, unser phantastisches Schiff an einen Felszacken der Gebirge des Mondes zu binden, als die Uhr eins schlug. Wir sahen uns beide an und lachten. Aber mit einem so gescheidten, geistreichen Frauenzimmer zu reden, ist ein Genuß, in dem man nur allzu gern und willig die Zeit vergißt; von ihren Lippen klingt selbst das Tolle anmuthig und wie eine höhere Vernunft.

17. December 1864. Emma hat ein kleines Fest gegeben; sie hat noch einmal alle ihre Freundinnen um sich versammeln wollen. Es hat Miß Wood Mühe genug gekostet, sie davon abzubringen, auch Clara Wolfhart einzuladen. Auch Bruno ist erschienen und hat sich sehr liebenswürdig benommen. In solchen Dingen ist er tadellos; ich komme mir da ihm gegenüber immer wie ein alter Bär vor. Er wird die Gastfreundschaft und Geselligkeit des gelben Hauses ganz anders in Ruf bringen, als ich es gethan habe. Recht so; wenn die Erde erhalten bleiben soll, müssen die Winde bald von Osten, bald von Westen her wehen; auf den Gei-

zigen und den Murrkopf muß ein Menschenfreund mit freigebiger Hand folgen. Das Fest war hübsch; die jungen Mädchen nahmen sich gut aus und hatten die Köpfe voll Flausen. Ich konnte freilich die trübe Ahnung nicht los werden, daß dies Fest sich im nächsten Jahre für die arme Emma nicht wieder erneuern werde. Wer, was bläst uns nun solche Gedanken und Vorahnungen ein? Sie war munterer als je und der Arzt ist hoffnungsvoll, soweit man eben bei ihrem Zustande von Hoffnung sprechen kann. Bin ich verdammt, Alles schwarz zu sehen? Obgleich viele unter den Mädchen jünger waren als sie, war Miß Wood doch die Schönste.

1. Januar 1865. Wieder ein Jahr zu Ende, ein neues angefangen. Mit denselben Unbequemlichkeiten, Störungen, falschen Bezeigungen der Freundschaft und der Theilnahme, den lächerlichen Wünschen, dem ganzen kindischen Hokuspokus wie die früheren. Ich bin in diesem Jahre nur auf einen unermeßlichen Verlust gefaßt, den meines Kindes, und bereite mich auf den Schlag vor, feierlicher und ernster als auf meinen eigenen Tod. Alles verliert an Schrecklichkeit, wenn man sich, will sagen, seine Sinne daran gewöhnt. Aber das Gefühl der Oede und Trostlosigkeit in uns

selbst bezwingen wir durch keine Gewöhnung, es wird stärker, je mehr wir es pflegen.

15. Februar 1864. Viel Arbeit, Alltäglichkeiten. Es ist nichts vorgefallen, was sich zur Aufzeichnung eignete. Für wen schreibe ich überhaupt? Ich selbst werde mein Leben nicht wieder im Geiste durchleben, dazu war es zu sorgen- und mühevoll, eitel Stückwerk. Aus alter Gewohnheit, vielleicht auch aus Trotz. Denn ich gelte in den Augen derer, die von mir wissen, für einen glücklichen Mann. Kommt her und lest: das ist das Glück eines Millionenmannes, eines Mannes, der sich selbst emporgebracht hat und stets in eigenen Schuhen stand. So groß ist dies Glück, daß er um keinen Preis sein Leben noch einmal durchmachen möchte und den Augenblick, wo es sich auf immer für ihn schließt, für den einzig wahrhaft glücklichen hält. Miß Wood ist anderer Meinung; sie behauptet, daß ich die Wirklichkeit nicht rein und still auf mich wirken ließe, sondern in meinem trotzigen und stolzen Sinn Gottes Schöpfung unwandeln wollte; daß nicht die Dinge Höcker hätten, sondern daß meine Melancholie sie ihnen andichte. Meinetwegen; wer hat denn diese Melancholie, diesen unausrottbaren Mißmuth in meine Seele gepflanzt? Bin ich daran schuld oder hat mich das Schicksal so geformt? Ist

der Mensch nicht ebenso wie der Grashalm das Kind der Scholle? Miß Wood's Beispiel bestätigt das. Sie hat mir vor einigen Tagen aus ihrer Jugend erzählt. Wir kamen darauf, als ich sie fragte, von wem der Amethystring herrühre, den sie nie von ihrem Finger abzöge. Sie ist in einer kleinen Landschaft von Massachusetts in einer Methodistenfamilie geboren; ihre Mutter hat sie früh verloren und hat ihren Vater als Kind nach England begleitet. Ein Onkel ist ihr dort in Liverpool gestorben; er war im Besitz eines kleinen Geschäfts und ihr Vater, dem es in der Heimat nicht gut gehen mochte, hat sich zur Uebersiedlung nach Europa entschlossen, um den Handel des Bruders fortzusetzen. Während der Ueberfahrt ist Feuer auf dem Schiff ausgebrochen, ein anglikanischer Geistlicher, der sich viel mit dem lebhaften, hübschen Kinde beschäftigt, hat sie mit Gefahr seines Lebens aus den Flammen gerettet und in das Boot gebracht. Von ihm hat sie den Ring beim Abschiede erhalten; sie trägt ihn zur Erinnerung an ihn, an den ersten Menschen, der ihr die Größe und Herrlichkeit der Schöpfung, die Tiefe der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit erschlossen hat, soweit es ihr kindischer Verstand damals begreifen konnte. Nach ihrer Trennung im Hafen von Liverpool hat sie ihn nie wiederge-

sehen. Sie hat eine sehr gute Erziehung erhalten und ist noch bei Lebzeiten ihres Vaters als Gouvernante in eine vornehme Familie getreten. Mit der hat sie Paris und Nizza besucht. Der Tod ihres Vaters hat sie zur Erbin eines kleinen Vermögens gemacht; eine unabhängige Stellung sich zu schaffen ist sie nach London gegangen und hat dort den jungen Darlington getroffen. Das Uebrige wußte ich schon. Bei einem solchen Lebenslaufe begreife ich, daß sie sich ein Kind Gottes nennt und ihren Beruf in der Pflege der Kranken, in der Aufopferung für Andere findet. Sie ist eben ein seraphisches Gemüth. Wem anders gebettet wurde, der hat auch andere Träume. Das Leben ein Traum — wenn er nur anmuthiger wäre dieser Traum, ein Opiumrausch, kein Alpdrücken.

3. April 1865. So. Die Christen malen ein Kreuz. Requiescat in pace. Das ist auch vorüber. Fünf Wochen hat ihr Hinscheiden gedauert; viele Qualen, viele Schmerzen hat sie aushalten müssen, aber zuletzt ist sie sanft in das Nichts hinübergeschlummert. Ihr Tod glich dem Verglühen eines Frühlings-Abendroths. Seele meiner Emma, wo du auch bist, tröstet sich Ellen, Gottes Liebe zieht dich zu sich empor. Ein seliger Glaube, den ich nicht mit meinen Einwänden beunruhigen will. Gestern haben wir sie unter den Fichten

im Garten bestattet. Ich werde täglich an ihrem Grabe sitzen und weiß doch, daß sie nicht mehr ist, weder über, noch unter, noch auf der Erde. Aus solchen Widersprüchen setzt sich der Mensch zusammen. In die Bewachung und Pflege der theuren Kranken habe ich mich mit Ellen getheilt. Auch die Dienerschaft ist willig und anstellig gewesen. Soll ich Ellen vor mir selber loben? Ohne sie würde ich diesen Schlag nicht überstanden haben. Ihre Unterhaltung richtet mich auf; so wenig ihre Ansichten über die Unsterblichkeit unserer Seele, über ein Wiederfinden der Geliebten auf irgend einem Sterne der Wahrheit entsprechen, so liegt doch etwas Tröstliches, Stilles und Beruhigendes darin. Oder sind es nicht ihre Reden, ist es nur der Klang ihrer Stimme, der die Verzweiflung in mir einwiegt? Sie will das Haus verlassen, unter dem Vorwand, daß ihr längeres Verweilen darin keinen Zweck mehr habe — ahnt, merkt sie nicht, daß es für mich kein Leben mehr ohne sie gibt? Mit einem Male Emma und sie verlieren, das ist zu viel. Die Finsterniß, die einbräche, würde zu grausig sein; und sie wieder und wieder mit dem dürftigen Licht des Verstandes durchwandeln zu wollen — der Gedanke ist Wahnsinn.

4. April 1865. Es freut mich, daß Bruno

meiner Meinung ist; er glaubt, daß er die einzige Ursache sein könne, die Ellen aus dem Hause treibt. Häßlich genug hat er sich gegen sie benommen: er ist ablehnend und absprechend, durchaus positiv und blasirt und findet ihree Träume und Visionen ebenso verächtlich wie meine Speculationen. Darum will er noch heute mit ihr reden und sie zum Bleiben bewegen. Du hast dich an sie gewöhnt, Du bedarfst weiblicher Pflege, hat er zu mir gesagt, unmöglich ist es, daß sie jetzt fortgehen kann. Ich hindere sie hier nicht; was wir beide zu besprechen haben, läßt sich leichter und besser in der Fabrik verabreden als in diesem Hause.

5. April 1865. Sie bleibt; Bruno muß ihr gestern Abend eindringlich ins Herz gesprochen haben; sie sah beim Frühstück verwirrt, übernächtig, verstört aus, in solcher Aufregung, wie ich sie vorher nie gefunden. Wir redeten lange miteinander; sie bedauerte das Mißverständniß, welches zwischen mir und Bruno, nun meinem einzigen Kinde, herrsche; es sei natürlich, daß sie sich habe fragen müssen, ob ihre Gegenwart nicht zur Verstärkung und Verbitterung der Gegensätze beitrüge? Ob ihr Scheiden aus dem Hause nicht eine Annäherung Bruno's zu mir herbeiführen würde? Wie immer ist sie großherzig, uneigennützig und schiebt ihre Anschauungen und Grundsätze gern den Andern unter.

Von dem Egoismus der Menschen, von der Stärke des Hasses, von einer unüberwindlichen Gegensätzlichkeit zweier Naturen scheint sie sich keine Vorstellung machen zu können. Zwei Männer von hellem Verstande, beide gut und edel, Vater und Sohn, wie können sie einander ewig fern bleiben? fragt sie sich. Daß unsere Lebensauffassungen, unsere Handlungsweisen entgegengesetzte sind; daß es mich wurmt, ihn zum Erben meiner Arbeit zu haben; daß es ihn empört, meinem Willen gehorchen zu müssen, will sie nicht als Grund zur Feindschaft gelten lassen. Aber sie bleibt. Plötzlich ist sie vom Tisch aufgesprungen und schluchzend davongeeilt. Ich hatte unvorsichtig einen zarten Punkt berührt. Als ich einmal in der Nacht an Emma's Bette saß, hatte sie meine Hand ergriffen und gesagt: „Du würdest mir eine große Freude bereiten, lieber Vater, wenn Du mir versprächest, nach meinem Tode Ellen zu heirathen. Ich schiede ruhiger von hinnen, wüßte ich Dich in ihrem Arm geborgen. Sie würde Dir meine selige Mutter ersetzen und Dich zugleich an Deine Emma erinnern. Bleibt ein Etwas von mir auf Erden zurück, so geht es auf sie über und wird sie als ein sanfter Hauch umschweben. Wenn Du dann mit ihr redest, wird meine Seele bei Euch sein." Ich antwortete nicht, allein ich ließ ihre meine Hand.

Hat die Sterbende das als ein Versprechen betrachtet? Vorhin nun, als ich mit Ellen von Bruno redete, entfiel mir das Wort: „Wie jeder Erbsohn mag er fürchten, daß sich der alte Vater noch einmal verheirathet." Wie von einem jähen Blitzstrahl erschreckt, floh sie aus dem Zimmer. Ich hatte nicht an sie, nicht an Emma's Bitte gedacht . . . es ist klar, daß Emma auch mit ihr von dieser Sache geredet hat. Möglich, daß Bruno eine ironische Anspielung darauf gewagt hat. Er wahre sich, in mein Recht zu greifen! Sie heirathen — Unsinn, ich bin mehr als dreißig Jahre älter, ein mürrischer, jähzorniger, rechthaberischer Mann. Alles, was ihrer Jugend Vergnügen machen, was sie reizen und verlocken muß, ist mir gleichgültig oder verhaßt. Und doch . . . Ist einmal ein Widerhaken in das menschliche Herz geworfen, je mehr er es zerreißt, desto fester hält er es und alle Anstrengungen unseres Verstandes, ihn herauszuziehen, vermehren nur die Schmerzen der Wunde. Hin und her wenden wir den Haken, bohren ihn immer tiefer und lassen immer reichlicher dabei unser Herzblut verströmen."

In einem Zuge, ohne sich zu unterbrechen, ohne beinahe von dem Buche aufzublicken, hatte Bruno bis zu dieser Stelle gelesen.

Unter den schlichten, flüchtig hingeworfenen, ganz

von der augenblicklichen Stimmung und dem zufälligen Eindruck abhängigen Aufzeichnungen seines Vaters sah er das Feuer einer heftigen Leidenschaft glimmen und langsam um sich greifen. Noch schien der Schreiber von dem Brande nichts zu ahnen, der ihn verzehren sollte.

„Zurück! Halt' ein!" hätte ihm Bruno zurufen mögen, aber er besann sich, daß es zu spät sei, daß er eine Tragödie läse, die für immer ausgespielt hatte. Sein Mitleid, die Neigung für den Vater, die in ihm erwachte, richteten sich ins Leere, nur die Theilnahme wuchs, das Ende dieses Dramas kennen zu lernen. In diese Spannung mischten sich Unruhe und Furcht. Was er bis zu diesem Absatz des Buches gelesen, hatte ihn mit wehmüthiger Trauer erfüllt; deutlich stand das Bild der geliebten Schwester wieder vor ihm; die Spaziergänge, das Liebesversteckspiel mit Clara gingen ihm wie die einzelnen Accorde einer Musik, deren Verbindung und melodischen Zusammenhang wir verloren, durch die Seele; aber Thatsächliches, Neues und Unbekanntes berichteten ihm diese Blätter nicht. Sie enthüllten ihm in hundert kleinen Zügen und Aeußerungen den Seelenzustand eines Mannes, der halb unbewußt mit einer dämonischen Leidenschaft ringt und, ohne es zu merken, dem Zauber eines Weibes erliegt. Die

Entwickelung der Tragödie dagegen mußte für Bruno noch eine Ueberraschung enthalten — eine furchtbare Ueberraschung.

Er hatte gleichsam ein Vorgefühl davon, als er das verhängnißvolle „Und doch —“ seines Vaters wiederholte. Der Angstschweiß perlte ihm von der Stirn, er wollte aufspringen, das Buch von sich werfen.

„Bring' es zu Ende“, sagte da wieder eine andere Stimme in ihm; „das sei deine Sühne, daß du deinem Vater so lange, so tief und so ungerecht gegrollt hast!“

„9. Mai 1865. Der Rasen grünt um Emma's Grab, die Blumen blühen. Die Zeit mildert Alles, sagen diejenigen, die in dieser besten Welt nun einmal einen Trost für jedes Leid finden wollen. Wir werden stumpfer, das ist's. Wenn man dem Wolfe die Zähne ausgebrochen, muß er auch mit elendem Fraß vorlieb nehmen. Was kann ein alter Mann wie ich Besseres thun, als sich im Sonnenschein wärmen und seine Blumen begießen? Aber nein — meine Energie ist noch nicht gebrochen, ich bin noch kein Tropf, der froh ist, vor dem Gewitterregen irgendwo unterkriechen zu können. Ich spüre noch eine eiserne Ader in mir. Gibt es kein Ziel mehr, das mich lockt? Die Million hab' ich — aber was ist das Geld? Ein Mittel, um zu Macht, zu Ansehen, zum Genuß zu

gelangen. Ich soll eine milde Stiftung gründen, meint Ellen, die meinen oder Emma's Namen auf eine dankbare Nachwelt bringt. Verachte aber den Dank der Nachwelt noch mehr als den der Mitwelt und habe mein Geld nicht für die Strolche und Bettler erworben. Das Schicksal hat kein Mitleid mit mir gehabt, warum sollte ich es mit Andern haben? Wir leben so still aneinander hin; von den Beschwerden und Nachtwachen während Emma's letzter Krankheit fängt sich Ellen langsam zu erholen an. Heute fiel es mir auf, daß sie kein englisches Wort mehr in ihren Reden gebrauchte, wie bisher so oft. Ich sagte es ihr und sie erwiderte, daß sie fortan wohl keine andere Sprache als die deutsche reden würde. Darüber erröthete sie und biß sich auf die Lippen, als wollte sie die voreiligen bestrafen, und setzte dann rasch hinzu, ich dürfte mich über ihre schnellen Fortschritte in der deutschen Sprache nicht wundern, sie habe in ihrer Jugend eine deutsche Familie in Liverpool gekannt und schon damals Worte und Sätze erlauscht und behalten.

„Und Sie bleiben gern in Deutschland?“ fragte ich darauf.

„So kurz mein Aufenthalt bei Ihnen ist“, entgegnete sie, „ist mir Ihr Haus doch schon zur zweiten Heimat geworden.“

Dabei sah sie mich mit einem bittenden Blick an und ich wagte nicht weiter in sie zu dringen.

11. Juni 1865. Sie hat eine Einladung, bei einer Freundin Emma's einige Wochen auf einem Landsitz bei Dresden zuzubringen, ausgeschlagen; sie will mich nicht verlassen. Mein Trübsinn hätte zugenommen; ob es keine Heilung, keine Zerstreuung für ihn gäbe? Ich sollte eine größere Reise unternehmen. Dazu bin ich zu schwerfällig und allein zu reisen ist in meinem Alter kein Vergnügen.

„Ihr Alter?“ unterbricht sie mich und lacht wider Willen.

„Wenn sie mich begleiten könnten“, entfuhr es mir. „Jeder würde Sie für meine Tochter halten.“

Und sie darauf:

„In diesem Falle, Herr Greif, ziehe ich die Wahrheit vor: ich bin Ihre Dienerin.“

„Was wäre es so Großes, wenn ich Sie adoptirte?“

„Sie haben einen Sohn —“

„Einen ungerathenen —“

„Den ich achte und in dessen Augen ich nicht niedrig erscheinen möchte. Herr Bruno Greif liebt mich nicht, aber er hat mir bisher Gerechtigkeit widerfahren lassen; ich möchte seine gute Meinung auch nicht durch falschen Schein verscherzen.“

„Sie sind sehr vorsichtig, Miß Wood.“

„Ich bin aufrichtig, Herr Greif, und zugleich überzeugt, daß Sie mich gar nicht anders wünschen, als ich bin.“

„Wissen Sie, daß Sie im Augenblick wie eine kleine, verschlagene Hexe aussehen?“

„Das wußte ich in der That nicht“, entgegnete sie, bleich werdend, „und bedaure das Mißverständniß —“ verneigte sich und ging.

Zum Abendessen ist sie nicht heruntergekommen. Ist sie beleidigt? Was stachelt mich auch nur, sie mit meinen Fragen zu quälen und mit schnöden Reden zu kränken? Zweifle ich an ihrer Reinheit und Uneigennützigkeit? Elender, der du tausend Beweise vom Gegentheil hast. Gestehe es dir doch nur, daß sie mit dir machen kann, was sie will. Daß du nicht mehr ohne sie leben magst, daß dein Haus, dein Geld, dein Blut ihr gehört. Und sie sollte es nicht längst gemerkt haben? Wenn sie eine Kokette, eine heuchlerische Hexe wäre, wie würde sie dich ausbeuten! Vielleicht dientest du schon der Welt zum Kindergespött, als neues Beispiel der alten Frage: Wie theuer kommt die Liebe den Greisen zu stehen? Alter, grauhaariger Thor — und du willst die Unschuld dieses Mädchens begeifern? Du, den sie als Schemel für ihre Füße benutzen könnte, wenn es ihr so gefiele! . . . Das

ist eine wirre Faselei, eines Mannes unwürdig. Ich bin einigemal durch die Zimmer gegangen und mein Blut hat sich beruhigt. In der That ziemt sich der leichtfertige Ton nicht von mir zu Miß Wood; es muß wieder Ruhe und Gleichmäßigkeit in das Verhältniß kommen.

12. Juni 1865. Ellen hat sich vortrefflich nach der gestrigen Scene benommen und nicht die geringste Empfindlichkeit merken lassen. Nicht mit der leisesten Anspielung ist des Vorfalls gedacht worden. Am Mittagstisch erschien Bruno; seit zehn Wochen war er nicht im gelben Hause gewesen. In der höflichsten und kühlsten Weise hat er sich Ellen genähert, nur ein- und ein andermal warf er ihr einen seiner herausfordernden spöttischen Blicke zu. Nach Tische sind sie miteinander in den Garten gegangen. Ich war in meinem Zimmer in meinem Lehnstuhl eingenickt, das Fenster stand offen und der Wind trug den Schall ihrer Worte — sie wandelten dicht am Hause auf und nieder — zu mir herein. Ich hörte anfangs nicht darauf, bis Bruno seine Stimme schärfer erhob und sagte:

„Ich halte mich für verpflichtet, Miß Wood, Ihnen ein Gerücht mitzutheilen, das unter der Bekanntschaft unseres Hauses umhergeht; man spricht davon, daß Sie meinen Vater heirathen würden.“

„Glauben Sie es?“ erwiderte sie.

„Ich wünschte nur“, fuhr er fort, ohne ihre Frage zu beantworten, „daß Sie um Ihret- und um unser aller willen Ihre Entscheidung bald träfen.“

„Ist das eine Warnung oder Drohung?“

„Keins von Beidem, Miß Wood; eine einfache Bitte, einem unleidlichen Zustande ein Ende zu machen.“

„Wer leidet denn?“ fragte sie. „Sie wollen nicht verstehen, daß mich die reinste Hingebung, die Dankbarkeit und die Zärtlichkeit einer Tochter an Ihren Vater fesseln — ach, Herr Greif, wenn Sie in meinem Herzen lesen könnten!“

„Es ist genug“, unterbrach er sie hart und kurz. „Sie wissen nun, Miß Wood, daß ich kein Hinderniß Ihrer Pläne bin.“

Er ist feig und schwach wie immer; so sehr er sie haßt und meine etwaige Heirath verwünschen würde, getraut er sich doch nicht, ihre oder meine Absichten zu durchkreuzen. Aber diesem albernen Gerede muß der Grund entzogen werden. Mir freilich ist solch Geschwätz gleichgültig, ich habe mein Lebtage das Menschengeschmeiß gründlich verachtet und nun gar die Müßiggänger und Anekdotenjäger der Hauptstadt; allein Ellen soll nicht länger unter solchen Mißdeutungen leiden. Sie liebt mich wie einen zweiten Va-

ter . . . Ich will versuchen, mich auf diesen Ton zu stimmen. Möglich, daß eine Reise alle Grillen verscheucht. Abwesenheit soll ja eine Probe der Neigung sein. Sie soll nach Dresden zu ihrer Freundin gehen und ich — nun, ich werde irgend einen stillen Ort für mich finden. Murrst du, altes, trotziges Herz? Hand darauf — ist es auch eine Wunde, die ich mir selbst zufüge — abgemacht, basta! Ich will doch einmal sehen, ob mein Verstand nicht mehr Kraft genug hat, meinen tollgewordenen Willen zu bändigen.

20. September 1865. Nun sind wir wieder seit fünf Tagen zusammen. Weder in ihren noch in meinen Gesinnungen hat die Trennung, die Reise, der Verkehr mit fremden Menschen die leiseste Aenderung hervorgebracht. In der ungeheucheltsten Weise hat sie ihre Freude ausgedrückt, mich wiederzusehen. Die Seeluft von Ostende hat mich in der That gekräftigt und erfrischt. Es war drollig, wie sie verrieth, daß sie in Dresden trotz der Kunstschätze der Bildergalerie und aller Zerstreuungen, die ihre Freundin für sie ersann, mit heimlicher Sehnsucht an das stille gelbe Haus zurückgedacht habe. Da hütete ich wohl meine Zunge und mein Geheimniß. Wenn sie wüßte, daß ich das Bildniß der blaugekleideten Dame mit mir geführt — nur um täglich etwas wie einen Schatten-

riß von ihr vor Augen zu haben! Die seelenlosen Photographien kann ich nicht leiden. Scheinbar ist Alles beim Alten geblieben, aber eine Wandlung ist doch in mir vorgegangen. Ein Entschluß ist in mir gereift — ich werde mein Glück bei ihr versuchen. Aeltere Männer als ich haben geheirathet, junge Mädchen, eitle, flatterhafte, unverständige Kinder, und sind mit ihnen glücklich geworden. Warum sollte es mir bei diesem liebenswürdigen, ruhigen und anmuthig gemessenen Frauenzimmer fehlschlagen? Kein vernünftiger Einwand läßt sich gegen diese Ehe erheben. Geschwatzt, gespottet, verleumdet wird genug werden — ohne Schwätzer und Verleumder, könnte die menschliche Gesellschaft, wie sie einmal ist, überhaupt bestehen? Und zuerst und zuletzt: ich will! Sie und sie allein ist die letzte Planke meiner Rettung und meines Glücks — ich muß sie besitzen oder untergehen. Da will ich doch lieber kämpfen, werben, erobern, anstatt zu verzweifeln. In mir ist eine bisher verborgene oder verschlafene Kraft erwacht, mächtigere Hindernisse, als mir hier entgegendrohen, würde ich überwinden. Ist es der Athem des Meeres, der mir das Herz geweitet hat? Jeden Nebenbuhler würde ich besiegen, vernichten — sachte, am Ende hast du gar keinen Nebenbuhler, sondern nur deine Zaghaftigkeit und ihre

Scheu und Empfindlichkeit zu besiegen, die sich sträubt, den reichen Mann zu heirathen, weil die Welt ihr List und Heuchelei, Ränkesucht und Eigenutz vorwerfen könnte. Als ob ich nicht besser darüber Bescheid wüßte! Basta, vorwärts — aber nichts überstürzt! Ich muß sie allmälig mit meinem Vorhaben vertraut machen.

1. October 1865. Liebt sie mich oder liebt sie mich nicht? Das ist die Frage. Am Ende eines langen, arbeitsmüden Lebens, nach Gedanken und Betrachtungen, die sich sehr weise, sehr tiefsinnig dünkten, auf diese Frage eines Jünglings sich zurückgeworfen zu sehen! Es fehlte nur noch, daß ich die Blumen zerzupfte und ihren Namen in die Rinde meiner Lieblingsbäume schnitte! Aber nein, das ist es nicht. Die Leidenschaft eines Mannes hat eine düstere Färbung; je reiner und himmlischer sie vor mir steht, um so wilder und dämonischer ist die Begierde in mir. Bisher haben die Frauen in meinem Leben keine Rolle gespielt und das Französische cherchez la femme! wäre bei mir ganz vergeblich gewesen. Ich habe zu früh über die Narren der Liebe triumphirt — mir war die Tollheit für den Rest meines Lebens aufgespart. Da wirkt das Gift kräftiger. Täglich, stündlich schlürfe ich es ein — ich sehe, ich bewundere sie — warum finde ich

den Muth und die Worte nicht, ihr meine Gefühle für sie zu bekennen? Ich brauche ihren Spott nicht zu fürchten, ich bin keine lächerliche Figur. Was ich besorge, ist ihre Erschütterung. Die ängstliche Sorge, ihren Ruf rein zu bewahren, treibt sie vielleicht aus dem Hause. Ja, wenn sie ein Weib wäre wie die andern! Aber was kann einen Seraph verführen? Narr, der ich bin! Habe ich es denn schon versucht, sie zu verführen? Habe ich den Beweis in Händen, daß sie der Leidenschaft, dem Reichthum, dem Glanz einer hervorragenden Lebensstellung widersteht? Wie einfach sie sich auch kleidet, es ist immer ein auserlesener Geschmack in ihrem Anzug; sie liebt die Edelsteine — ich glaube gar, der Narr in mir will sie mit seidenen Kleidern und einem Armbande bestechen!

17. October 1865. Nun ist es heraus — wenigstens die Einleitung. Wir sind heute bei warmem Wetter lange im Garten umherspaziert. Der Bildhauer hat mir die Entwürfe für das Denkmal gebracht, das dereinst mein und Emma's Grab schmücken soll. Idee und Ausführung haben Ellen sehr gefallen, aber sie hat mich getadelt, daß ich beständig von meinem Tode spräche und traurigen Gedanken nachhinge. Als ob ich noch eine Freude im Leben hätte, auf ein großes Glück noch rechnen könnte! habe ich geantwortet.

„Im Ernst, Herr Greif, es gibt nichts mehr auf Erden, was Sie erfreut?“

„Sie“, habe ich hingerissen erwidern müssen, „Sie, Ellen.“

Sie ist über und über erröthet und einen Schritt von mir zurückgetreten, dann hat sie sich gefaßt und mit möglichster Ruhe entgegnet:

„Das ist freilich eine sehr bescheidene Freude.“

„Es ist meine letzte; versprechen Sie mir, bei mir, in meinem Hause zu bleiben —“

„Ich habe es schon gethan, Herr Greif —“

„Nicht zu gehen, wenn ich Ihnen auch etwas sagen müßte —“

„Was denn? Sie zittern! Es ist doch kein Unglück geschehen?“

„Nein, aber ich hätte Ihnen vielleicht einmal ein Wort zu sagen, das Ihr Verhältniß zu mir ändern könnte.“

„Herr Greif!“

„Nun sind Sie Ihrerseits erschrocken, Ellen. Sie wissen, daß ich Sie liebe — wie eine Tochter liebe, allein Sie kennen auch die bösen Zungen der Welt.“

„Darüber bin ich stiller und kühler geworden. Zwei Menschen, an deren Achtung mir vor allem liegt, verkennen mich nicht, das genügt mir.“

„Und diese beiden?“

„Sie sind es, Herr Greif, und Ihr Herr Sohn.“

„Meinetwegen“, sagte ich hastig — mich hatte die Erwähnung Bruno's verstimmt — „mag Ihnen diese Ueberzeugung und das Urtheil des eigenen Gewissens genügen, allein auf die Dauer werden wir unser Verhältniß zueinander nicht aufrecht erhalten können. Es ist etwas Schiefes darin. Um wie viel genußreicher hätten wir den Sommer verlebt, hätten Sie mich nach Ostende begleitet, Ellen. Wonach wir uns täglich sehnen, was wir begierig herbeiwünschen — genug, die Qualen des Tantalus sind fürchterlich, aber wer sie sich freiwillig auferlegt, ist ein Wahnsinniger oder ein Heiliger. Ich bin keins von Beidem; da der Zweig im Bereich meines Armes ist, will ich versuchen, den Apfel daran zu brechen. Können Sie es tadeln?“

„Nein“, antwortete sie und starrte befangen zu Boden.

„Ellen“, rief ich aus und breitete ihr die Arme entgegen, „Sie gestatten mir, um Sie zu werben —“

„Nicht heute, nicht morgen!“ stammelte sie und drückte die Hände an die Schläfen. „Ich stehe wie betäubt. Lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung.“

Dabei sah sie mich mit ihren wunderbaren Augen

an, verschüchtert, holdselig, halb furchtsam und halb siegesgewiß, wie die Bewohnerin eines glücklicheren Sternes, die durch ein Mißgeschick auf unsere trübe und kalte Erde gerathen ist, und setzte dann leise hinzu: „Ich entfliehe Ihnen ja nicht.“

Hab' ich gewonnen, hab' ich verloren? In mir ist die Hoffnung stärker als die Furcht.

25. October 1865. Hänge dich auf, grauer Narr, hänge dich auf! Kann sich einer, der eine verwickelte Sache so dumm anfängt wie du, über seine Niederlage verwundern? Sie verehrt mich wie ihren zweiten Vater, sie widmet mir die Liebe und den Gehorsam einer Tochter, aber heirathen kann sie mich nicht. Diese Erklärung habe ich von ihr heute beinahe gewaltsam erpreßt. In der That, solche Belohnung verdienten auch meine Thränen, meine Betheuerungen, meine Wuth. Was hast du auf deine alten Tage noch den Liebhaber zu spielen? Du hast deine Abfertigung fürs Leben erhalten — das Stück ist aus, hänge dich auf, es soll ein kitzlich angenehmer Tod sein.

26. October 1865. Warum will sie mich nicht heirathen?

„Lieben Sie einen Andern?“

„Nein.“

„Bin ich Ihnen unangenehm, zu alt, zu häßlich?“

„Nein.“

„Sind Sie verheirathet? Sind Sie Wittwe?“

„Nein.“

Und das Alles mit einem Ton, einer Miene, keine Vestalin in Rom hat jemals so schön und so unnahbar ausgesehen.

„Haben Sie geschworen, Jungfrau zu bleiben?“

„Ich habe nichts geschworen — ich habe nur eine unüberwindliche Abneigung gegen die Ehe.“

Ich käue ihre Nein wieder, als ob mir das zu einem Ja helfen könnte. Verbirgt sich hinter ihrer Ablehnung ein Widerwille gegen meine Person oder steckt ein Mann dahinter? Ich wollte, ich hätte einen Nebenbuhler. Mit meinen Händen würde ich ihn erwürgen. Seine Vernichtung würde das Ziel aller meiner Gedanken und Pläne sein. In jedem Menschen steckt ein Verbrecher — nein, ein Held. Wer seinen Feind niederschlägt, beweist wenigstens, daß er Muth hat und das Leben verachtet. Sie muß einen Mann lieben, den sie mir vorzieht — ich will einen Gegenstand für meine Eifersucht, für meinen Zorn haben... ich will triumphiren . . .

27. October 1865. Einen Mann, aber wen? Ich kenne Jeden, mit dem sie verkehrt. Liebt sie den

jungen Darlington? Hofft sie auf ihn? Aber sie correspondirt beinahe gar nicht nach England. Selten geht sie aus, und kehrt sie heim, gibt sie von jeder Gesellschaft, in der sie gewesen, von jedem Concert, von jeder Theatervorstellung, der sie beigewohnt hat, eine so umständliche, gelassene Schilderung, daß ich wohl merke, ihr Herz ist unberührt geblieben. Ich habe sie früher oft wegen ihrer Unempfindlichkeit geneckt, warum will ich sie in meinem eigenen Falle nicht gelten lassen? Wie die andern Männer bin auch ich ihr gleichgültig. Mit meinen Runzeln, meinen grauen Haaren, meinem Murrkopf, ist das zum Erstaunen? Nein, es kränkt nur die Eigenliebe aufs tödtlichste, nicht einem Andern weichen zu müssen, sondern für die Geliebte ein Nichts, ein Schatten zu sein. Seinen Gegner tödtet man, Haß kann man in Liebe verwandeln, aber Gleichgültigkeit? Oder verwirrt ihr irgend ein religiöser Wahn den Sinn? Will sie sich zu einer jungfräulichen Heiligen aufspielen? Halte fest, mein Kopf, sonst macht meine sechzigjährige Eitelkeit noch Gott Vater zu meinem Nebenbuhler.

30. October 1865. Das war ein Leben diese Tage über wie in der Hölle. Dante's Verdammte haben es besser, sie können doch miteinander reden, klagen, fluchen. Ich hatte Niemand zum Vertrauten

als mich selbst. Uns beiden ist es heute unerträglich geworden.

„Entlassen Sie mich aus Ihrem Hause!“ hat sie mich gebeten.

„Meine Liebe, meine Tollheit treibt Sie fort“, habe ich geantwortet.

Es gab eine herzzerreißende Scene. Was ich ihr gesagt, wobei ich sie beschworen — es ist mir wie ein wüster Traum. Auf den Knieen habe ich vor ihr gelegen und zugleich hätte ich sie erwürgen mögen. Aber sie ist stark geblieben: „Ich kann nicht!“

Damit ist sie ohnmächtig zusammengesunken. Als ich nach Hülfe schrie, haben mich die Diener mit einem Blick angesehen, als trauten sie mir eine Gewaltthat, einen Mord zu . . . Nun sitze ich da und starre auf das Papier und von der Wand her grinst mich der Centaurenkopf an. Buch zu, so schlag' auch das Leben zu.

31. October 1865. Unter der Bedingung, daß ich ihr nie wieder mit meinem Antrage komme, will sie bleiben. Ich habe nur mit dem Kopfe genickt.

3. Januar 1866. Eine unermeßliche Leere. Auf unbewegtem Wasser, in fürchterlicher Windstille liegt das Schiff meines Lebens. Sie ist schön, still und heilig wie immer. Ein paarmal sind wir zusammen

im Theater gewesen. Ich fange mich langsam an die Rolle des alten Onkels zu gewöhnen an. Bald wird es Leute geben, die erklären, daß sie mir vortrefflich steht. Wie gut, daß uns Niemand so in das Herz wie in die Augen sehen kann. Auch Ellen hat meine Ruhe getäuscht; sie glaubt, daß meine Leidenschaft erloschen ist. In meiner Brust aber hat sich ein Feuer angesammelt — zuweilen, in der Nacht, wenn ich aus einem Traum auffahre, erschrecke ich selber vor der Glut, die ich in mir fühle; einen von uns dreien — sie, mich oder den Unbekannten — wird der Ausbruch meiner Wuth vernichten. Den Unbekannten — denn sie muß lieben. Es ist etwas in ihren Augen, es zuckt etwas um ihren Mund — ich kenne jetzt zu genau die Spuren der Leidenschaft, um mich zu betrügen. Aber an wen richtet sich diese Liebe? Ewig unbefriedigt wie die meine? An einen Lebenden, an einen Todten? Neulich habe ich mit einem unserer berühmtesten Irrenärzte gesprochen; er war geneigt, die heilige Katharina und die heilige Teresa für Irre aus religiöser Ueberspanntheit zu erklären, und hat einen Zusammenhang zwischen der weiblichen Natur und gewissen Vorstellungen dieser Heiligen nachgewiesen, der mich überrascht hat. Sollte auch bei Ellen die sinnliche Leidenschaft, die in ihr steckt, durch irgend einen Um-

stand, Zufall, eine schreckliche Begebenheit, eine häßliche Erfahrung vom Natürlichen sich ab zum Himmlischen, zum Unsichtbaren gewendet haben? Aber ich habe mir selbst versprochen, gelassen zu bleiben, bis . . .

21. Januar 1866. Mit Bruno wird mir der Umgang immer schwieriger und unleidlicher. Hier heraus kommt er nur noch in den seltensten Fällen, meist nur, wenn ich eine größere Tischgesellschaft habe und er sicher ist, Ellen nicht zu begegnen. Aber selbst in der Fabrik gerathen wir fortwährend aneinander. Sind die Zügel der Herrschaft schlaff in meiner Hand geworden? Er hat ein selbstständigeres Wesen angenommen, trifft Anordnungen auf eigene Verantwortung . . . oho, mein Junge, noch bin ich nicht todt! Dazu muß einer der Diener im Hause geplaudert und ihm allerlei Fabeln über Ellen zugetragen haben; er macht mir stets ein so freches Gesicht, als wollte er sagen: Hat dich die Hexe ablaufen lassen? Ich bin kein französischer Komödienvater, er bessert sich — oder geht.

5. März 1866. Mit Ellen ist keine Aenderung geschehen. Sie scheint meine Leidenschaft vergessen zu haben und meiner Gelassenheit zu vertrauen. Wie vordem ist sie freundlich, liebenswürdig, rückhaltlos. Daß ich sie wie ein Argus bewache, merkt sie nicht.

Aber sie thut freilich auch nichts, was irgendwie meinen Argwohn rechtfertigen könnte. Ich umgebe sie mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit, ich überhäufe sie mit Geschenken — harmlos nimmt sie Alles hin. Mir zu Gefallen putzt sie sich und freut sich, wenn ich ihren Anzug lobe. Will ich sie durch die Eitelkeit zu Fall bringen, durch Geschenke ködern? — Draußen in der Welt fängt es zu stürmen an. Am politischen Himmel steigt ein Gewitter auf. Ich glaube an meinen Bismarck, daß es zum Kriege kommt. Um so besser! Wenn Könige und Völker rasen, was bedeutet da meine Raserei? Wenn Städte in Flammen aufgehen, kann ich ja auch mein kleines Haus in Brand stecken!

15. April 1866. Es geht los. In Oesterreich, in Italien, bei uns überstürzen sich die Rüstungen. Bruno hat mir heute erklärt, daß er freiwillig in das Gardedragonerregiment, in dem er früher sein Jahr abgedient hat, eintreten werde; er will den Krieg mitmachen. Das ist ein heldenmüthiger Zug, den ich ihm im Grunde nicht zugetraut habe. Ellen ist in großer Bewegung; der Gedanke an blutige Schlachten, an all die Greuel und Uebel, die ein Krieg im Gefolge hat, zerreißt ihr mitleidiges Herz. Ich lobe den Krieg. Kampf und Leben ist eins. Besteht nicht zwischen

mir und Ellen auch ein heimlicher, unterirdischer Krieg?

2. Mai 1866. Was ist das? Bei der Mittheilung, die ich ihr machte, daß Bruno gestern wieder des Königs Rock angezogen habe und vielleicht schon in den nächsten Tagen nach Schlesien abmarschiren würde, wurde Ellen bleich wie eine Todte und konnte sich nur mühsam aufrecht halten.

„Und Sie lassen ihn ziehen", brachte sie endlich hervor, „Ihren einzigen Sohn?"

„Im Dienst des Vaterlandes — er ist nicht der einzige Muttersohn in des Königs Heer."

Sie preßte die Lippen so fest aufeinander, daß auch nicht ein Athemzug hindurchschlüpfen mochte, wie sie immer thut, wenn sie in großer Bewegung ist, und sah mich mit einem merkwürdigen Blicke an. Ein Gespräch wollte nicht mehr recht in Gang kommen. Sollte Bruno der Unbekannte sein, den ich suche? Der Nebenbuhler, den ich . . . Bin ich zu ungeheuerlichen Thaten auserlesen? Er stößt sie zurück, er behandelt sie mit kältester Gleichgültigkeit — aber die Frauen lieben am meisten die Männer, die sich von ihnen abwenden, die zur Liebe gleichsam gezwungen werden müssen. Wäre es möglich? Aber er zieht fort in den Krieg — ich bleibe. Ich habe sie in meiner Gewalt,

ich bin der Herr des Goldes. Hölle und Teufel, sie sollen mich nicht ungestraft zum Narren gehabt haben.

3. Mai 1866. „Sie lieben Bruno, gestehen Sie es!“

Sie schaute mich groß an.

„Wenn ich es thäte, warum sollte ich es Ihnen nicht gestehen?“

Ich stand wie betäubt: „Weil Sie meinen Zorn fürchten.“

„Ich?“

Sie richtete sich stolz wie eine Priesterin gegen mich auf.

„Ich habe nie den Zorn eines Menschen gefürchtet.“

„Nie? Und wenn ich Sie tödte?“ rief ich mit funkelnden Augen und packte ihren Arm.

Sie machte nicht die geringste Bewegung. „Ich fürchte für Sie, Herr Greif, nicht für mich.“

Sie war wehrlos, keine Hülfe in der Nähe, ich hätte . . . Wären nur die Augen nicht gewesen! Zuweilen hatten sie den verklärten, feuchten Glanz, der in den Augen der Märtyrinnen auf alten Bildern schimmert, dann aber blitzten sie dämonisch wie die Augen einer Schlange, die ihr Opfer anstarrt und fesselt. Ich konnte endlich ihre Blicke nicht mehr ertragen, ich ließ ihren Arm los; in meiner Wuth hatte

ich die Schleifen von dem Aermel ihres Kleides gerissen.

„Was soll ich Ihnen sagen, Herr Greif?“ fing sie mit ihrer sanften Stimme an. „Wie sehr bedaure ich Sie! Hätten Sie mich doch vor Monaten aus Ihrem Hause entlassen, so wäre ich nicht die Zeugin eines Vorfalls geworden, der mich mit dem tiefsten Schmerz erfüllt. Zu spät erkenne ich, mit welchem unnatürlichen Haß Sie Ihren Sohn verfolgen. Weil ich mein Mitleid, meine Angst und Sorge für einen jungen Mann ausdrücke, dessen Mutter ich sein würde, wenn ich Ihren Wünschen nachgegeben, behandeln Sie mich wie eine Dirne, die Ihnen die Treue gebrochen hat. Ja, tödten Sie mich, wenn das Ihre Wuth befriedigen und Ihren Haß auslöschen kann!“

So oder ähnlich hat sie auf mich eingeredet. Mir sauste es vor den Ohren; ich blickte unverwandt auf die blaue Schleife, die zwischen uns beiden auf der Diele lag; sie kam mir wie ein Dolch vor. Was sollte ich ihr erwidern? Ich kann nicht den Schatten eines Grundes für meinen Argwohn anführen, aber der Pfeil sitzt. Ich weine Thränen der Eifersucht, des Ingrimms. Des Lebens Inhalt ist Bitterkeit. Liebt sie ihn? Ich möchte ihr das falsche Herz aus

der Brust reißen — Lästerung, ich sollte mich vor ihr niederwerfen und ihr Alles abbitten.

7. Mai 1866. Heute hat Bruno Abschied von ihr genommen. Ich habe mich doch getäuscht. Er hatte seine überlegene Miene und sprach mit erkünstelter Blasirtheit von Schlacht und Tod. Es ist lächerlich, daß ein so empfindsamer, willenloser Bursche den Blasirten spielt. Das ist die Mode der gegenwärtigen Jugend. Sie bewahrte eine sehr würdige und ruhige Haltung. Wußte, fühlte sie sich beobachtet? Aber sie hat Recht — wenn sie jetzt seine Stiefmutter wäre, könnte ich ihr verbieten, besorgt und gerührt zu sein? Und ich will der Freien, die keine Pflicht, kein Versprechen bindet, eine so natürliche Ergriffenheit vorwerfen? Nein, so trennen sich Liebende nicht . . . Er ist nun fort aus ihren Augen, bald werde auch ich ihn nicht mehr sehen — bald . . . Wird es ein Glück oder Unglück sein?

15. Juni 1866. Der Krieg ist da. Es lebe Preußen! Heute früh ist der alte Wolfhart gestorben. Er hat sein ganzes Vermögen verloren. Ist ihm nach Verdienst geschehen. Alle Spieler müssen verderben. Statt sein kleines Kapital zusammenzuhalten, hat er über Nacht reich werden wollen. Nun hat er die Frucht des Reichthums geschmeckt.

18. Juni 1866. Ellen ist zu der Wittwe Wolfhart gegangen; sie will sich Clara's annehmen. Wie beschämt stehe ich vor diesem Mädchen da! Sie vergibt ihren ärgsten Feinden, sie ist mildherzig, freigebig . . . Wenn ein Gott in ihr wirkt und waltet, ist es ein großer und ein guter Gott. Aber sind Götter? Preisaufgabe für Akademien. Bruno hat geschrieben, er ist wohlauf.

19. Juni 1866. „Was soll ich Bruno von Ihnen schreiben, Ellen?“

„Daß ich seiner oft gedenke und für ihn bete.“

„Sie denken oft an ihn?“

„Sie nicht? Ja, gibt es denn keine Zukunft für Sie?“

„Doch!“

„Und Sie hätten sich nie gefragt, was die Zukunft für Sie sein würde, wenn eine Kugel Ihren Sohn dahingerafft?“

„Ich würde nicht einsamer sein wie jetzt.“

„Sie sind furchtbar, Herr Greif, Sie —“

„Will es nicht weiter gehen? Ich komme Ihnen zu Hülfe: Sie wünschen den Tod Ihres Sohnes! Das wollten Sie mir doch zurufen. Ich wünsche ihn nicht, aber ich bin gefaßt auf Alles.“

„Sein Leben steht in Gottes Hand.“

„Sind Sie Ihres Gottes so sicher?“ fragte ich spöttisch.

„Sicherer“, antwortete sie zwischen Mitleid und Trauer, „als Sie Ihres Unglaubens.“

1. Juli 1866. Nun sind sie schon wiederholt hart aneinander gewesen. Er ist unversehrt geblieben. Hier verkriechen sich Bismarck's Feinde, armseliges Nachtgevögel. Der Begriff der Unterordnung wird dem Gesindel wieder eingebläut. Nur wenn sie ihre Ohnmacht fühlt und demüthig zu etwas Höherem emporschauen muß, befindet sich die Mehrzahl der Menschen in der Lage, die allein für sie paßt. Clara ist einmal ins Haus gekommen; sie sieht abgehärmt aus. Ellen hat ihr Arbeit gegeben. Würde sie eine Nebenbuhlerin mit solcher Güte behandeln? Sie ist ängstlich, aufgeregt, jede Nachricht vom Kriegsschauplatz verschlingend — aber sie macht gar kein Hehl aus ihrer Unruhe.

„Welch ein verworfenes Geschöpf müßte ich sein, wenn ich für den Sohn meines Wohlthäters nicht bangte!“

5. Juli 1866, 7 Uhr Abends. Vor einer Stunde traf eine Depesche ein, unterschrieben Benno von Hellburg. Bruno ist bei Königgrätz lebensgefährlich verwundet worden. Mit dem Nachtzug reise ich.

„Er ist todt!“ schreit sie und stürzt besinnungslos nieder, die Hände aufs Herz gepreßt.

Haha, das Herz, das sich nun doch verrieth! Schöne Schlange, und zertrete ich dich jetzt, wer kann es mir verargen? Oder straft mich durch dich jener Gott, von dem ich nichts wissen wollte? Sie liebt ihn — und ich reise, um ihn zu holen! Statt meinen schlimmsten Feind umzubringen — o, über das verfluchte Gaukelspiel des Lebens! Pfui unserem Willen, pfui unserem Denken! Und wenn ich ihr eine Leiche ins Haus brächte? Gott, wo bist Du? Entscheide!

12. August 1866. Fünf Wochen lag er zwischen Leben und Tod. Heute haben ihn die Aerzte außer jeder Gefahr erklärt; sie hoffen, daß in drei, vier Wochen seine Genesung so weit vorgeschritten sein wird, daß er eine Reise nach dem Süden antreten kann. Gott hat entschieden, er hat ihn erwählt und mich verworfen. Zum Glück weiß ich, was der Verlierer in einem amerikanischen Duell zu thun hat. Spielschulden sind heilig und ich will auch dem Unsichtbaren gegenüber ein Ehrenmann bleiben. Sie hat ihn mit zärtlichster Liebe gepflegt, aber, schienen mir öfters ihre Blicke zu sagen, wenn ich sie bei ihrer aufopfernden Thätigkeit beobachtete, habe ich nicht dasselbe für Emma gethan? Würde ich es nicht thun,

wenn nicht er, sondern Du auf dem Schmerzenslager mit dem Tode rängest? Aber ihre Mienen täuschten mich nicht mehr, sie liebt ihn — sie wird ihn vom ersten Augenblick an, wo sie ihn gesehen hat, geliebt haben. Ich habe keine Lust, weiter in der Posse mitzuspielen. Er wird meine Rache übernehmen und verwöhnt, wie er wegen seiner Jugend und seines Reichthums von den Frauen ist, wird er sie im besten Falle eine Weile als sein Spielzeug liebkosen und dann zerbrechen und die Stücke auf den Mist werfen.

30. August 1866. Stetig schreitet seine Genesung vor, er ist milder gegen mich und dankbarer gegen sie geworden. Die Galle schwillt mir an — ruhig! Das Einzige, was von dir auf Erden übrig bleibt, ist er. Die Frucht deiner Arbeiten wird er genießen und ernten, wo du gesäet hast. Ist das nun Gottes Gerechtigkeit oder die Ironie des Weltlaufs? Zu spät erkenne ich das Glück derer, die sich Kindern gleich mit gläubigem Gemüth in die Arme eines Gottes werfen, nicht forschen, nicht grübeln, sondern Alles still hinnehmen und ertragen in der Ueberzeugung, daß Gutes wie Böses zu ihrem Heile dienen wird. Es ist keine Weisheit für mich, aber für die Menschheit gibt es keine bessere.

10. September 1866. Heute ist er abgereist; in

langsamen Tagereisen wird er nach Nizza gehen. An der Weise, wie er ihr für ihre Pflege dankte und Lebewohl sagte, konnte sie wohl merken, daß er sie nicht liebt. Mit gefaßter Resignation erduldet sie es; ihre Angst, die Anstrengungen, denen sie sich unterzogen, haben sie mager und bleich gemacht. Ich und sie, wir beide haben nie wieder von Liebe und Leidenschaft gesprochen und gehen furchtsam aneinander hin. Ich wage so wenig wie sie, ein ernsthaftes Gespräch zu beginnen. In mir schläft etwas, das ich nicht aufwecken mag.

17. September 1866. Sie hat mich um die Erlaubniß gebeten, Clara öfter zu sich einladen zu dürfen. Ohne Anstand habe ich es ihr bewilligt; sie bedarf einer Freundin, der Zerstreuung. Ich versinke mit jedem Tage mehr in mich selbst. Die indischen Heiligen unter ihrem Feigenbaum, die Om sagen und in sich erstarren, kommen mir mit einem Male als ganz vernünftige Menschen vor. Nur ist die Procedur des Sterbens zu langsam und zu langweilig. Hätte ich nur erst alle meine Geschäfte in Ordnung gebracht!

20. September 1866. Sehr freundlich mit den beiden Mädchen geredet. Ellen beobachtete mich mißtrauisch; sie konnte sich meine Gesprächigkeit nicht er-

klären. Ich aber war bei dem Bildhauer gewesen und hatte das Denkmal für mein Grab beinahe vollendet gesehen und mir dann das bewußte Fläschchen besorgt. Diese Tropfen sollen auf der Stelle wirken und helfen und man wird nachher am leichtesten den Leuten ein X für ein U vormachen können.

„Ich leide jetzt häufig am Schwindel, lieber Doctor; habe ich Aussicht zum Schlagfluß?"

„Sie bleiben doch ein spaßiger Mann, Herr Greif. Ich glaube nicht, daß —"

„Lieber Doctor, nichts verschworen! Was ist des Menschen Leben?" Und so weiter!

Wenn er nicht ganz dumm ist, wird er am entscheidenden Tage wissen, was er in den Todtenschein zu setzen hat.

1. October 1866. Mitternacht ist vorüber. Ich hatte mich nicht niedergelegt, meine Rechnungen, Arbeiten hielten mich wach. Mir gegenüber hängt die Dame im blauen Kleide. Es ist etwas Lockendes, Gefährliches, Diabolisches in ihrem Gesicht, was ich sonst nie bemerkt hatte — vielleicht war es eine besonders scharfe Beleuchtung, die ihr diesen Zug gab, oder meinerseits eine Hallucination. Ein toller Einfall taucht in mir auf; ich zünde ein Licht an, schleiche aus dem Zimmer, die Treppe hinauf in das erste

Stockwerk, in dem ihre Gemächer liegen. Alles todtenstill, nur manchmal ein leises Stöhnen, Gott weiß, woher und von wem. Sie pflegt ihre Thüren nicht zu verschließen. So komme ich bis zu ihrem Bett; sie hatte die Decke bis fast zu ihrem Halse hinaufgezogen und hielt sie mit ihrer Hand fest. Ich setze das Licht weit weg, damit sein Schein sie nicht aufwecke. Lange stand ich vor ihr. Das Wildeste und das Weichste, das Frechste und das Zärtlichste wirbelten ineinander und durcheinander in meinem Gehirn, in meinem Herzen. Jetzt liebte ich sie, jetzt wollte ich sie tödten, bald die Decke von ihrem Leibe ziehen, bald vor ihrem Bette niederknieen und beten. Ihr Gesicht war sanft, ein paar ihrer goldenen Locken lagen darauf und bewegten sich ein wenig von den ruhigen, gleichmäßigen Athemzügen ihres Mundes. Da lächelte sie selig und flüsterte: „Bruno!“

Ich floh davon und sitze nun wieder hier unten in trostloser Einsamkeit, mit lechzenden Lippen — ein Elender.

4. October 1866. Das war ein arbeitsamer Tag. Meine Bücher sind geschlossen, ich hoffe, daß kein Fehler sich eingeschlichen haben wird. Mein Testament ist regelrecht gemacht und versiegelt. Bruno kann sich freuen, er erbt eine runde Million. Wenn er sie ver-

geudet, thut er klüger daran als ich, der sie mühselig zusammengebracht hat und darüber sich und Andern zum Ueberdruß und Ekel geworden ist. Mit Ellen über Alles zwischen Himmel und Erde geplaudert. Das Resultat ist immer das nämliche: das Leben ist ein Kampf, alle stehen gegen den einen und der eine hat sich gegen alle zu wehren.

9. October 1866. Auch das Schreiben widert mich an. Es ist Alles eitel und nichtig, ein ewiges Kommen und Gehen. Das Leben ist so gleichgültig wie der Tod. Diejenigen, die Gott suchen, sind nicht besser daran als diejenigen, die ihn fliehen. Das Wünschenswertheste ist noch ein eisernes Herz, ein guter Magen und eine gründliche Menschenverachtung. Ueber die Unlust und Langeweile helfen freilich auch sie nicht hinweg. Ich bin neugierig, ob sie uns bis in den Abgrund des Todes verfolgen und ob uns auch dort Enttäuschungen und Ueberraschungen bevorstehen. Wer weiß, ob nicht die unerfreulichsten? In wenig Tagen werde ich es wissen . . ."

Fünftes Kapitel.

Wie erschrak der Diener, als er, in der Frühe des nächsten Morgens in das Zimmer tretend, seinen jungen Herrn in dem Lehnstuhl sitzen sah — in der Kleidung, die er am Abend getragen, den Mantel halb umgeworfen, um sich gegen die zunehmende Kälte zu schützen, eine Decke über die Kniee gezogen, bei dem zitternden Licht der Lampen, die zu erlöschen drohten.

„Herr Greif!" stammelte er; fast hätte er geglaubt, einem Todten gegenüberzustehen.

Da bewegte sich Bruno und fuhr auf.

„Mach' Feuer!" gebot er und fing an, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder zu gehen.

Die schnellere Blutwallung, welche die Bewegung hervorbrachte, that ihm wohl: seinen Gliedern, die wie erstarrt gewesen, seinen Nerven, die wie aus einer dumpfen Lähmung zur Thätigkeit erwachten.

Das rothe Buch, das er — er wußte nicht mehr genau, ob aus Entsetzen oder im Halbschlummer — hatte fallen lassen, hob er vom Boden auf, blickte noch einmal auf die letzten Zeilen, die seines Vaters Hand hineingeschrieben hatte, und verschloß es schaudernd in dem innersten Kasten seines Schreibschrankes.

„Ich muß beim Lesen eingeschlafen sein", sagte er zu dem Diener, der von seinem Geschäft, Feuer im Kamin anzuzünden, zuweilen aufsah und verstohlen ängstliche Blicke auf seinen Herrn richtete.

Dem äußern Anscheine nach kam so allmälig Alles wieder in das frühere Geleise. Es war eben eine wunderliche Nacht gewesen. Die Räder der Maschine, die zuerst gekreischt und gestöhnt, als ob sie gebrochen wären, drehten sich von neuem, die Federn spielten wieder.

Aber im Innern Bruno's hatte sich eine Wandlung vollzogen.

Der geheimnißvolle Druck, der so lange und so schwer auf ihm gelastet, hatte jetzt seine Erklärung gefunden. Nicht der Schlagfluß — Gift hatte seinen Vater getödtet, Gift, das er aus Lebensüberdruß, Verzweiflung, unerwiderter Liebe, aus Haß und Eifersucht gegen seinen Sohn genommen. Vielleicht auch noch aus hundert andern Gründen, aus physischen

Leiden, in einem plötzlichen Anfall des Wahnsinns — wozu half es, die Ursachen einer Handlung zu zergliedern, die weder zu ändern noch gutzumachen war? Derjenige, der sich in diesen Irrgängen verlor, wagte tollkühn den eigenen Verstand und das Leben. Ellen, die über den Zimmern des Vaters wohnte, mochte in jener verhängnißvollen Nacht ein unheimliches Geräusch unter sich gehört haben; sie war die erste im Gemach des Sterbenden gewesen, sie und der Arzt mußten die Ursache seines Todes leicht erkundet und sich dann rasch verständigt haben, sie für immer zu verschweigen. Von dem rothen Buche, dem Martin seine Schmerzen und sein Geheimniß anvertraut, hatte sie keine Kenntniß, bis es der Zufall ihr in die Hand gespielt.

Auch darüber, ob es nicht klüger gewesen, diese Blätter ungelesen vom Feuer verzehren zu lassen, hin und her zu grübeln, war nun zu spät. Wie er mit dieser traurig schrecklichen Wissenschaft sich abfinden, wie er mit und trotz ihr sein Leben einrichten könnte — das allein war Bruno's Aufgabe.

So tief und schmerzlich fühlte er sich davon betroffen, daß er überzeugt war, ganz würde sein Herz nie von diesem Schlage gesunden. Der Schleier, der seinem Vater die Schönheit der Welt verborgen, senkte sich auch vor ihm auf die Dinge nieder. Hatte ihn

schon sein Doppelverhältniß zu Clara und Irenen, in das ihn Schwäche und Eitelkeit gestürzt, seine Treulosigkeit gegen die eine und seine erheuchelte Neigung für die andere beunruhigt und verstört, so gesellte sich zu diesen Gewissensbissen und Selbstanklagen eine neue.

War er unschuldig an dem Tode seines Vaters? Ja, was ging ihn die tolle Liebe Ellen's an! Er hatte sie nicht gesucht, nicht ermuntert, nicht gewünscht; niemals hatte er aus seiner Gegnerschaft gegen die Ansichten Ellen's, aus seiner Gleichgültigkeit gegen ihre Person ein Hehl gemacht. Auch hatte ihn der Vater mit keinem Wort beschuldigt — und doch! Unwissentlich, ahnungslos war er der Stein des Anstoßes gewesen. Wollte er sich nicht sophistisch andere Gründe Ellen's, seinen Vater nicht zu heirathen, vorspiegeln, so hatte nach einem schwer zu widerlegenden Zeugniß ihre Leidenschaft für ihn einzig und allein ihre Weigerung hervorgerufen. Er war jetzt überzeugt, daß er Ellen neidlos als die Gattin seines Vaters gesehen haben würde! Und wäre es auch zu einem unheilbaren Bruch gekommen — wie hätte er jetzt diesen Bruch gesegnet! Der Vater hätte ihn enterbt; mit einem Pflichttheil des Vermögens wäre er in die Welt gegangen, für ein arbeitsames Leben hätte es immer ausgereicht, und statt ein reicher, unseliger, an eine

Fabrik geschmiedeter, mit widrigen Geschäften überhäufter, durch Stand und Stellung gebundener Mann zu sein, würde er jetzt in freier, selbstgewählter Thätigkeit, wie der gute Benno, ein stilles, genußreiches, von Kunst und Freundschaft verklärtes Dasein führen. Sein Vater lebte im Glück, an ihn selber wäre nie die Versuchung in der Gestalt Irenens herangetreten.

Ein eisernes Herz und ein guter Magen — noch zur rechten Zeit fiel ihm der letzte Zuruf seines Vaters ein, um ihn von ferneren Speculationen und Verirrungen der Gedanken fernzuhalten. Soviel es ihm möglich war, mußte er suchen, die Vergangenheit zu vergessen, die ganze Vergangenheit. Wehe dem, der nach idealen Gütern trachtet; nur der wird glücklich im Kampf des Lebens bestehen, der sich mit irdischen Genüssen begnügt.

In Allem, was wir thun oder ablehnen, unentwegt dem Entscheide der Selbstsucht folgen; in allen Genüssen das Maß bewahren, um sie nicht vor der Zeit in Ueberdruß und Uebersättigung zu verachten; gelassen aufgeben, was sich uns hartnäckig widersetzt, in der Ueberzeugung, daß der Besitz auf die Dauer doch nicht den Kampf lohnen würde: das war zuletzt die einzige Lehre, die er, wenn er den Sinn der Dinge enträth-

ſelte, aus den Aufzeichnungen, aus dem Beiſpiele, ja aus dem Selbſtmorde ſeines Vaters ziehen konnte.

Nur Wenige wußten um dieſe That, vielleicht nur zwei: Ellen und der Arzt.

Dem letztern gegenüber hoffte er leicht eine eherne Stirn bewahren zu können.

Was die erſtere betraf, ſo war ſeine Lage ſchwieriger. Wie ſollte er vor ihr den Unbefangenen ſpielen? Sich von ihrem Umgang, von jeder Verbindung mit ihr loszumachen, ſie nie wiederzuſehen, erſchien als das Räthlichſte; aber wiederum durfte er ein Mädchen, das ein ſolches Geheimniß kannte, nicht beleidigen. Ihr Muth und ihre Selbſtbeherrſchung hatten ihn trotz ſeiner Abneigung für ſie eingenommen; die Liebe, die ſie zu ihm hegte, wie wenig er ſie auch erwiderte, welches Verhängniß dieſelbe auch heraufbeſchworen, ſchmeichelte doch ſeiner Eitelkeit.

Mitten in dieſe Betrachtungen drängte ſich die Sorge um Clara's Schickſal. Was hatte ſie beſchloſſen? Wollte ſie in der Stadt bei ihrem Bruder bleiben? Bedeutete die Flucht aus Ellen's Hauſe die feſte Abſicht, ihrer Liebe zu entſagen, oder war es nur ein Mittel, den Geliebten ſich nachzuziehen? Hatte ſie vielleicht nur deshalb Ruprecht zu ihrem Begleiter gewählt, um Bruno durch die erregte Eiferſucht wieder an ſich zu feſſeln?

In dem Argwohn, den ihm alle einflößten, in der Furcht vor jeder Entscheidung, in dem Ekel vor jedem Geschäft fand Bruno weder Kraft noch Stimmung, sich zu einer Unterredung mit Clara aufzuraffen. Sie würde seine Niedergeschlagenheit und Trostlosigkeit bemerken; es würde zu Erörterungen kommen, die, immer weiter ausgesponnen, zuletzt auch das Ereigniß jener Octobernacht berührten . . . Wenn Clara ebenfalls das Geheimniß wußte, das man ihm so lange verborgen hatte . . . Nein, er wollte nicht heute, nicht morgen daran erinnert werden.

Er warf einige Zeilen auf das Papier, in denen er sie beschwor, ihn nicht ungehört zu verurtheilen und ihm noch eine letzte Zusammenkunft zu bewilligen.

Als er das Geschriebene dann überflog, erschienen ihm alle seine Ausdrücke so steif und frostig, daß er zögerte, den Brief zu siegeln und abzusenden. „Mach' ein Ende", ermuthigte er sich selbst, „sie wird den Wunsch der Trennung herauslesen und Alles wird aus sein."

Der Morgen verging ihm in Unruhe und Mißmuth. Später als gewöhnlich war er nach seiner Fabrik gefahren. Er durchschweifte ihre Räume, die Werkstätten, die erweiterten Anlagen; er sah der Arbeit der Maschinen zu und starrte, bis ihm die Au-

gen wehthaten, in die mächtig lodernden Feuer. Die Dichter vergleichen gern eine solche moderne Fabrik mit der Schmiede der Cyklopen, denn etwas Uebermenschliches, Elementares scheint in ihr mit der Dampfkraft zu leben. Unter dem unzerbrechlichen Joch des menschlichen Willens schnaubt und stöhnt, braust und ächzt die bezwungene Natur. Es schwingen und sausen die Räder, es dröhnen die gewichtigen Hämmer, auf dem Ambos wird das glühende Eisen geformt, es brodelt das Wasser, es zischt der Dampf — und die eigenthümliche, feuchte, graue Dampfwolke, die durch die weitgedehnten Hallen hinschwebt, hüllt das Ganze wie mit einem phantastischen Schleier ein.

Aber Bruno rührte heute weder das Erhabene noch das Dämonische des Schauspiels. Ihm war es gleichgültig, ob die Naturgewalten gehorsam in seinem Dienste arbeiteten oder sich empörend ihn sammt seinem Hause vernichteten.

Er sprach mit einigen Arbeitern, fragte, wie es ihnen ginge, lobte ihren Fleiß — allein er hätte ebenso gut zu den riesigen Maschinen reden können, die mit hundert Armen, schnaufend, brummend, unaufhörlich schafften; er hörte nicht, was die Angesprochenen ihm erwiderten.

Als er wieder in sein Arbeitszimmer trat, sauste

es ihm im Ohr wie ein Chor von tausend Stimmen, aber Stimmen, die nicht von dieser Welt sind, sondern aus dem Schattenreich heraufdrangen. Deutlich glaubte er die Stimme seines Vaters unterscheiden zu können, die ihm zurief: Ein eisernes Herz! Oder war es nur der Schall des Dampfhammers, der gleichmäßig auf den Ambos fiel, was in ihm diese Täuschung erzeugte? Hastig unterschrieb er die wichtigsten Papiere und Briefe, die ihm der erste Buchhalter vorlegte, verschob Anderes auf den nächsten Tag, besprach einige Arbeiten mit den Ingenieuren und Werkmeistern und fuhr dann in demselben Sturm, in dem er angekommen, wieder davon. Wie es ihn draußen im gelben Schlößchen nicht hatte leiden wollen, so litt es ihn auch nicht in der Fabrik. Er hatte ein Bedürfniß, Menschen zu sehen, in einer Menge sich zu verlieren; es dünkte ihn, als ob er dort sicherer vor der Verfolgung wäre, ohne daß er hätte sagen können, von wem er sich denn verfolgt wähnte.

Der Unschuldige, auf dem der Verdacht eines Verbrechens lastet, thut gut daran, sich in der Oeffentlichkeit zu zeigen, an Geschäften und Vergnügungen Theil zu nehmen, um zugleich seine Seelenruhe und sein Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache zu zeigen.

So glaubte Bruno plötzlich, Jedermann hege

einen dunklen, unbestimmten Argwohn hinsichtlich des Todes seines Vaters und er müsse durch seine Kaltblütigkeit, durch sein Erscheinen an vielbesuchten Orten, durch eine harmlose Miene diesen Verdacht zerstreuen. Ist Selbstmord ein Verbrechen? Wirft eine solche That nicht nur auf den Thäter, sondern auch auf seine Kinder einen schwer wieder zu verlöschenden Makel? Alle diese Bedenken und Grillen waren gleichsam die Blasen, welche sein aufgeregtes Blut und seine unter den Schrecken der Nacht noch nachzitternden Nerven aufwarfen.

In der Hoffnung, Schmettow dort anzutreffen, war er nach der Börse gefahren. Er gehörte zu den seltenen Gästen in diesem Saal; man umringte ihn von allen Seiten, man suchte ihn auszuforschen, warum er gekommen. Um seiner Anwesenheit doch einen scheinbaren Grund zu geben, ertheilte er einige Kaufordres in beliebten Spielpapieren. Das Gewühl, der Tumult, die Gier der einen, die Sorge der andern, das bewegte Spiel unterhielten ihn; von andern Gedanken erfüllt, schaute er wie von einer unnahbaren Höhe auf die habsüchtigen, schreienden, sich stoßenden Menschen mit ihren erhitzten und verzerrten Gesichtern herab.

Seine Gegenwart, seine Kauflust hatten der Hausse,

die an diesem Tage von der Baisse hart bedrängt worden war, einen neuen Anstoß gegeben; wider seinen Willen und sein Erwarten sah er sich in die vorderste Reihe der Partei gedrängt und half ihr einen Sieg erfechten. Am Schluß der Börse waren alle Curse in die Höhe gegangen.

„Graf Reinsberg kann sich bei Ihnen bedanken“, sagte bissig Isaak Goldstein, indem sie beide, durch Zufall aneinander gedrängt, die Stufen des Hauses hinabschritten; „Sie haben alle Actien, die er besitzt, aufgetrieben, und sind doch faule Papiere. Würde Ihr seliger Herr Vater nie gekauft haben, solche Papiere. Gratulire zum Schwiegervater.“

Der Neid und die Niederlage sprachen aus dem Mann; Bruno achtete nicht weiter darauf. Aber die Erwähnung Reinsberg's hatte seiner Unruhe ein neues Ziel gegeben. Es war nur schicklich, bei den Damen anzufragen, wie ihnen die gestrige Schlittenfahrt bekommen sei.

Mit besonderer Herzlichkeit wurde er von dem Grafen empfangen. Dem hatte das Gerücht schon die Wandlung der Börse zugetragen. Bruno gestand mit einem verlegenen Lachen, daß er an dem Sieg der Hausse unschuldig sei. Um allen Fragen über eine Verhandlung, die er neulich mit dem Handelsminister

wegen Beschaffung von Locomotiven für eine Staatsbahn gehabt, zu entgehen, habe er einige tausend Thaler gewagt und ohne sein Verdienst den Curs der Papiere dadurch erhöht.

„Sie haben eben in Allem Glück, was Sie berühren“, meinte der Graf.

Der Besuch verlängerte sich. Irene wollte den Verlobten nicht so bald wieder von sich lassen; für den Abend ward ein Zusammentreffen im Opernhause verabredet. War in all diesem Treiben auch keine tiefere Befriedigung, kein ideales Glück zu finden, so zerstreute es doch Bruno. Zum ersten Male seit seiner Verlobung mit Irenen fühlte er sich wieder in diesem Kreise behaglicher. Es war ihm nicht entgangen, daß an die Stelle seines frühern ungezwungenen Verkehrs mit der jungen Gräfin von der Stunde an, wo das verhängnißvolle Wort zwischen ihnen gefallen, eine Zaghaftigkeit, eine befangene Höflichkeit und Unsicherheit getreten sei.

Irenen war das neue Verhältniß ohne Zweifel ebenso überraschend gekommen wie ihm selbst; sie hatte ihren adeligen Stolz und die Demüthigung zu verbergen, welche die Nothwendigkeit ihr zugefügt. Um keinen Preis durfte sie es sich merken lassen, daß zuletzt doch nur das Unglück ihres Vaters ihr die Einwilli-

gung zu der Verlobung mit einem bürgerlichen Fabrikbesitzer abgenöthigt hatte, und er seinerseits hatte den zärtlichen und aufmerksamen Liebhaber zu spielen, während die Leidenschaft für Clara noch keineswegs aus seinem Herzen gewichen war. Heute war Irene ihm ruhiger und gelassener entgegengetreten, in heiterer Liebenswürdigkeit, als wäre sie nun durchaus mit ihrem Schicksale versöhnt; ihn hatte bei ihren, bei ihres Vaters und ihrer Mutter Anblick der quälende Gedanke, der ihn so lange umhergejagt, verlassen; in diesem Kreise wenigstens brauchte er nicht zu besorgen, einer peinlichen Erinnerung zu begegnen. Seine Neigung zu Clara war von den stärkeren Eindrücken, welche die Lectüre des unseligen Buches auf ihn ausgeübt hatte, gleichsam überflutet; Ueberdruß und Ermüdung hatten ihn nach einem so langen Kampfe zwischen dem Herzen und dem Verstande ergriffen. In der Gesellschaft Irenens verschwanden die düsteren Phantasien; das Leben war trotz alledem des Lebens werth, wenn man es mit nüchternen Augen betrachtete und nichts Ueberschwängliches von ihm forderte.

In besserer Stimmung, als er erwartet, kehrte er aus der Opernvorstellung, von einem kleinen Mahle mit dem Grafen und Kurt zurück, nicht nach dem gelben Hause — es war ihm seit der gestrigen Nacht

noch unheimlicher geworden als je zuvor — sondern in seine Stadtwohnung, die in dem Vorderhause des großen Fabrikterrains lag. Er fing an, über die Vergangenheit in seinem Gemüth stiller zu werden und der Zukunft gleichgültiger entgegenzuschauen. Seines Vaters Fahrzeug hatte Schiffbruch gelitten, weil es im Alter auf die Klippe der Leidenschaft gestoßen war. Er aber hatte schon in der Jugend die herbe Enttäuschung erfahren, die Keinem erspart bleibt: daß im Leben Alles unzulänglich ist und die höchsten Güter nur in der Einbildung vorhanden sind. Je heftiger einer danach trachtet, sie zu verwirklichen, desto gewärtiger kann er seines Untergangs sein; er gleicht dem Luftschiffer, dessen Ballon zerreißt. Von den Menschen nur Gemeines, von dem Zufall nur Alltägliches erhoffen, die einen geringschätzen, den andern hinnehmen und beide ausnutzen: das allein war Weisheit. So Viele übten sie; unter den Männern seines Alters hatte er bisher für einen Träumer und Schwärmer gegolten; längst hatten sie alle idealen Anschauungen als unnöthigen Lebensballast über Bord geworfen, warum sollte er ihn allein weiterschleppen?

Ohne eine Miene zu verändern, hörte er von seinem vertrauten Diener, dem er am Morgen den Brief

an Clara übergeben, daß er er zweimal in der Wohnung des Fräuleins gewesen sei, ohne sie anzutreffen.

„Auch ihren Bruder nicht?“

„Nein.“

„So sprich doch, Mensch! Du hältst mit einer unangenehmen Nachricht hinter dem Berge.“

„Gnädiger Herr, ich glaube, das Fräulein ist gestern in der Nacht oder heute in der Frühe verreist.“

„Verreist?“

„Eine alte Frau wohnt in dem Hause und es gelang mir, sie zum Sprechen zu bringen. Nachher mochte es ihr leid thun, ein Geheimniß des Fräuleins verrathen zu haben, denn sie suchte Alles wieder zurückzunehmen oder durch Zwischenreden zu verwirren.“

Bruno wollte nichts mehr hören; er schwieg und verabschiedete den Diener. In seinem Kopf verknüpfte geschäftig die Eifersucht die verschiedenen Fäden. Mit Schmettow hatte Clara Ellen's Haus verlassen; jetzt war sie entschwunden und Schmettow hatte sich weder im Börsensaal noch im Opernhause gezeigt — zwei Orte, an deren einem er sonst mit Sicherheit zu treffen war. „Sie sind beide zusammen aus der Stadt gegangen“, schloß Bruno und war in der ersten Aufwallung willens, ihnen nachzueilen und sie bis ans Ende der Welt zu verfolgen.

Zu seinem Glück wußte er nicht, wohin sie sich gewendet. Und wenn er sie erreichte, welche Rolle wollte er ihnen gegenüber spielen? Was rächen? Seine eigene Untreue hatte Clara frei gemacht. Freilich wäre es viel idealischer gewesen, wenn sie am gebrochenen Herzen gestorben; sie hatte ihm ein Beispiel gegeben, wie man sich ohne Lärm in dieser realistischen Welt über den Verlust eines Liebhabers tröstet. Wie häufig wechseln Lebemänner ihre Geliebten! Ein solcher Wechsel hat seinen Reiz und gibt der abgestandenen Speise einen prickelnden Zusatz. „Eigentlich bin ich beiden Dank schuldig", endete er seine Betrachtung; „sie überheben mich eines rührenden Abschieds und der thränenreichen Versicherung einer unvergeßlichen liebenden Erinnerung."

Während Bruno sich so immer mehr verhärtete und seinen Egoismus den andern andichtete, um vor sich selbst freier von Schuld dazustehen, wollte Ellen in Vorwürfen und Anklagen des eigenen Herzens vergehen.

Warum hatte ihr der Zufall Martin's Tagebuch, ehe es der Sohn gelesen, in die Hand geführt? Der Zufall — nein, die Vorsehung Gottes, die ihr noch einmal zu einem stillen, entsagenden Leben ihren hülfreichen Arm aus den Wolken reichte. Und was hatte sie gethan? Statt das Buch und mit ihm jede Hoffnung auf den Besitz Bruno's zu vernichten und sich

in Demuth zu bescheiden, hatte sie das Gnadenmittel Gottes in einen Dolch verwandelt, um den geliebten Feind damit zu verletzen. Zuweilen war es ihr, als gäbe es nur noch ein Glück für sie — den Tod von Bruno's Hand. Für alle Leiden, die sie ihm zugefügt, wäre es die gerechte Strafe gewesen und zugleich eine süße Strafe, durch ihn zu leiden.

Während der Nacht und des Morgens hatte sie von Stunde zu Stunde einer Botschaft aus dem gelben Hause geharrt; sie wagte sich nicht zu fragen, welcher Art dieselbe sein würde, aber sie wartete des Zeichens, das sie zu ihm hinüberriefe. Als aber Niemand kam, keine Nachricht zu ihr gelangte, als sie, aus ihrem Garten hinaus auf die einsame schneebedeckte Straße tretend, das Haus grau, düster und unheimlich wie immer vor sich liegen sah, Schnee auf der Rampe, überfiel sie eine unsagliche Angst, daß Bruno erkrankt sein, daß er sich in einem Anfall von Trübsinn ein Leid zugefügt haben könne. Alle Rücksichten und jede Scheu beiseite setzend, war sie unter dem Vorwand, ein paar Kränze auf den Gräbern niederzulegen, nach dem Gartenthor gegangen. Bereitwillig hatte ihr der Gärtner geöffnet und sie nach dem Trauerplatz begleitet. Es wurde ihr nicht schwer, von dem einfachen Manne zu erfahren, was sie wissen wollte. Der Herr

war an diesem Tage wie an jedem nach der Stadt gefahren.

Ein müßiger Diener gesellte sich zu ihnen, um dem „englischen Fräulein“ seine Dienste anzubieten und dabei mit unziemlicher Neugier sie sich eine Weile „ganz in der Nähe“ anzusehen.

Mit halber Beruhigung, in halber Unzufriedenheit war Ellen geschieden; beruhigt, weil sich ihre Befürchtungen in nichts aufgelöst hatten, unzufrieden, weil sie über die Wirkung der Enthüllungen auf Bruno's Gemüth nach wie vor im Dunkel geblieben war.

Am Abend sendete sie Gottfried nach dem gelben Hause. Herr Greif bliebe die Nacht über in der Stadt, berichtete der Späher bei seiner Rückkehr.

Diese Kunde war für Ellen etwas wie die Ankündigung des Todesurtheils für den Verbrecher. Nur zu gewiß erschien es ihr, daß Bruno fortan das Haus, in dem so Schreckliches geschehen, meiden würde — nicht das Haus allein, vor allem sie selbst. In der Stadt war er sicher, ihr nicht zu begegnen; da gab es nichts, was ihn an sie erinnert hätte. Wenn noch ein zweites Band sie bisher verbunden hatte, so wollte er es jetzt durch seine Entfernung allmälig lockern; eines Tages würde es dann, ohne daß er daran zu reißen brauchte, von selbst gelöst sein. Sie weinte,

sie zerraufte ihr Haar, sie beschuldigte, sie verwünschte sich — weder Klage noch Fluch brachten ihn zurück.

Der zweite, der dritte, der vierte Tag nach jener Nacht, von der Bruno eine neue Epoche seines Lebens datiren zu müssen glaubte, gingen vorüber. Von seines Vaters Tode war so wenig die Rede wie während der ganzen früheren Zeit. Es fiel Niemand ein, in ihm den Sohn eines Selbstmörders zu vermuthen. Der alte Greif war todt und vergessen, Keiner gedachte seiner noch. Absichtlich hatte er den Arzt kommen lassen, der den bergenden und allbereiten „Herzschlag" festgestellt und bezeugt hatte. Aber der geheime Medicinalrath, der langjährige treue Berather der Familie Greif in allen leiblichen Schäden, untersuchte so gleichmüthig wie immer den Puls Bruno's, fand ihn ein wenig aufgeregt, schrieb sein Recept und erzählte seine Stadtanekdoten mit demselben sarkastischen Lächeln und der feinen Ironie, die Bruno nun schon seit Jahren an ihm kannte.

„Der ist im Stande", sagte sich Bruno, „wenn ich ihm das Tagebuch meines Vaters zeigte, mir zu erwidern: „Und Sie halten diese Tollhäuslereien für wahr? Sie sehen Gespenster am hellen Tage, mein lieber junger Freund. Welcher Mensch weiß, wenn er stirbt? Martin Greif"— und dabei zieht er sein gelbseidenes

Taschentuch und fährt sich über Stirn und Augen — „ist an einem echten, schönen Schlage beinahe schmerzlos gestorben. Könnte mir selbst nichts Besseres wünschen! Romeo mit sechzig Jahren! Ueberlegen Sie sich doch — dummes Zeug!‘“

Dafür konnte Bruno nun freilich die Aufzeichnungen seines Vaters nicht erklären, aber es zwang ihn auch nichts, ihnen eine höhere Bedeutung beizulegen. Es war eben ein abgeschlossenes Trauerspiel, eine Geschichte, über die Gras gewachsen.

Die unruhigere Lebensweise in der Stadt bewies sich auf die Dauer doch als ein guter Ableiter. Geschäfte, Besuche, Vergnügungen drängten einander. Sonst hatte Bruno Alles schnell abzuwickeln gesucht, um nur nach dem Landhause, in die Nähe Clara's zurückeilen zu können, aus dem Lärm in die Stille; jetzt war ihm kein Tag voll genug. Häufiger, als es früher geschehen, sah man ihn in der Gesellschaft Irenens; es schien geboten, ihr Verhältniß bald auch öffentlich zu erklären.

Er hatte noch einen Versuch gemacht, Clara's Aufenthalt zu entdecken, aber der Diener war, statt auf die Pförtnerin, auf Fritz gestoßen und so schnöde von ihm abgewiesen worden, daß Bruno sich dadurch von jeder Verpflichtung für losgebunden hielt. Nichts schreitet unaufhaltsamer vor als die Selbstsucht, als

ob man, einen Abhang herabfahrend, den Pferden die Zügel hat schießen lassen. Los und ledig von jeder Fessel, wollte Bruno jetzt, wie er sich einredete, das Opfer seiner Jugendliebe nicht umsonst gebracht haben und Irenen jede fernere Zögerung und jedes Schwanken unmöglich machen.

Der heutige Abend, mit unfreundlichem Sturm und gelegentlich niederfallendem Schnee und Regen, lud zu einer Liebesplauderei ein; es war in der Woche vor dem Weihnachtsfeste, wo jede Familie, mit den Vorbereitungen zum heiligen Abend beschäftigt, für sich in einer gewissen Zurückgezogenheit lebt, keine Feste gegeben und keine Besuche gemacht werden. Bruno rechnete darauf, in einem langen Alleinsein mit Irenen durch keinen Fremden gestört zu werden. Um so unangenehmer war er überrascht, Fritz Wolfhart im Salon des Grafen zu finden. Obenhin hatte er von dem Ritterdienst, den sein ehemaliger Spielkamerad, der dann in seiner Fabrik ein gescheidter, aber widerspenstiger Arbeiter gewesen, der jungen Gräfin geleistet hatte, erzählen hören. Das Abenteuer war vor seiner näheren Verbindung mit den Reinsbergs geschehen und er hatte von demselben keine weitere Kenntniß, als ihm der Graf und Irene davon zu geben für gut befunden. Ueber die Anwesenheit des jungen Arbeiters

im gräflichen Hause konnte er sich nicht wundern, sie war leicht erklärt.

Fritz hatte sein Schachspiel dem Grafen überreicht; die glückliche Erfindung, die sorgfältige und liebevolle Ausführung verdienten das Lob, das dem jungen Manne gespendet wurde. Seine Augen strahlten vor Stolz und Vergnügen. Um den Tisch, auf dem das kleine Kunstwerk aufgestellt war, hatten sich die Familienglieder in jener weihnachtlichen Stimmung versammelt, die schon im voraus Tannenduft und Kerzenglanz um die Dinge webt. Und wenigstens Kurt und seine junge Frau mit ihrer fröhlichen Naivetät und die Mutter, die an Fritz ihr Wohlgefallen hatte, brauchten sich nicht künstlich in diese Stimmung zu versetzen. Irene saß in einem Sessel, den Kopf auf den Arm gestützt, und blickte mit halb gesenkten Wimpern hinüber.

Der Graf hatte gerade eine Rede über das Kunsthandwerk begonnen . . . Bruno's Eintritt störte die Gruppe; der Graf unterbrach sich, um seinem zukünftigen Schwiegersohn die Hand zu reichen. Irene erhob sich von ihrem Stuhl und eilte mit dem Ausdruck der Freude, wie eine, die sich aus einer unerträglichen Lage befreit sieht, Bruno entgegen.

Vernachlässigt, unbeachtet stand Fritz allein an

dem Tisch, die Röthe der Scham und des Unwillens stieg ihm ins Gesicht. Nur Kurt's Gattin war bei ihm geblieben und flüsterte ihm zu, ihr ein ähnliches Schachspiel anzufertigen, sie wolle ihren Mann damit überraschen.

„Zu Befehl, gnädige Frau", erwiderte er.

Aber es schnitt ihm ins Herz, daß er im Augenblick, wo der reiche Mann eingetreten, für sie alle, die ihn eben noch mit Freundlichkeiten überhäuft hatten, wieder zu dem armen Arbeiter geworden war, in dessen Gesellschaft man sich unbehaglich fühlte. Daß der Graf Bruno zu dem Tisch heranzog, um auch ihn die drolligen Figuren der Bauern, den weißen Elephanten mit dem zinnenreichen Thurm auf seinem breiten Rücken bewundern zu lassen, verbitterte nur die Empfindung des Jünglings. Die Worte, die Bruno an ihn richtete, klangen schmeichelhaft für den Künstler, aber der Ton, in dem sie gesprochen, und der Blick, von dem sie begleitet waren, empörten den Menschen in Fritz. Dieser Mann, der ihn, soviel an ihm lag, durch die Ausweisung aus der Fabrik in das Elend getrieben, der jetzt seine Schwester verführt und dann von sich gestoßen hatte — der wagte es, sich als seinen Gönner aufzuspielen, ihm seine Kundschaft anzutragen!

Fritz bewies nach seiner Ansicht einen übermenschlichen Muth, daß er an sich hielt und diesen „Ehrlosen" nicht vor Irenens Augen entlarvte. Vor Irenens Augen? Was war das? Stand sie nicht Hand in Hand mit dem Verhaßten in einer Fensternische? Neigte sich nicht ihr Haupt mit einer verrätherischen Beugung ihm zu? Das war zu viel, der Faden seiner Geduld gerissen; die Wildheit, die in ihm schlummerte, drohte auszubrechen. So athmete er selbst wie erleichtert auf, als ihm der Graf mit seinem verbindlichsten Lächeln die Hand zum Abschied gab.

Als Fritz die Thür hinter sich schloß, glaubte er ein leises Gelächter zu vernehmen — ein Gelächter, das ihm wie der Hohn der Hölle dünkte. Wer konnte es ausgestoßen haben als Bruno?

„Er oder ich!" dachte Fritz, als er die breite Stiege nicht wie das erste Mal, wo er über diese Stufen geschritten, in einem Wonnerausch, sondern mit knirschenden Zähnen, mit Mordgedanken hinunterging.

Dieser Bruno durfte ungestraft seine Frevlerhand nach Irenen ausstrecken? Wie zum Dank dafür, daß er Clara's Leben gebrochen, vereinigte ihn jetzt das Geschick mit der jungen Gräfin? Haha, ewige Gerechtigkeit! Wenn nur der Nichtswürdige Geld hat

und wieder Geld, so kann er sich Alles erlauben, so gelingt ihm das Frechste wie das Verwegenste. Die Gesellschaft spendet ihm Beifall; die eine Hälfte der Menschheit zertritt er, die andere umschmeichelt ihn.

Eine Weile während seiner Arbeit, in seinem hoffnungsvollen Liebestraum hatten die socialistischen Zauberformeln von der Vernichtung dieser und dem Aufbau einer besseren Welt, von dem Sklaventhum der Arbeiter und dem blutsaugenden Vampyr Kapital ihre Wirkung auf Fritz verloren; jetzt gewannen sie ihre alte dämonische Gewalt wieder. Er kam sich als der Märtyrer und der Vertreter des Proletariats vor. Der reiche Mann entehrt die Schönheit und zerbricht die Kraft der Armuth. Zwischen ihm und Bruno spielte sich der uralte Kampf ab.

„Er oder ich!" wiederholte er halblaut noch einmal, als er durch das Gitterthor des Palastes schritt, und blieb, an einen Laternenpfahl gelehnt, stehen, mit drohend erhobenem Arm und funkelnden Augen nach den hellerleuchteten Fenstern starrend, hinter deren niedergelassenen Vorhängen er die beiden Schatten zu erkennen glaubte, die für ihn seines Herzens Haß und Liebe, seines Lebens Glück und Elend bezeichneten.

So traf ihn ein Vorübergehender, der an ihm vorbei in den Vorhof des Palastes wollte.

Es war Ruprecht von Schmettow.

„Habe immer Glück", rief er lachend und klopfte Fritz auf die Schulter. „Aufgewacht, Träumer! Wie verdutzt er mich anblickt! Als ob ich aus der Unterwelt käme! Komme aber eben nur aus der Georgenstraße, wo ich Dich aufgesucht habe, um Dir die Grüße Deiner Schwester zu bringen."

„Meine Schwester — ich dachte gerade auch an sie. Die Unglückliche! Aber ich werde sie rächen."

Und er fuhr mit den Armen wild durch die Luft.

„Hier? Der Ort erscheint mir wenig dafür geeignet. Welchen Lärm erhebst Du!"

Er faßte ihn hart an und zwang ihn, von der Laterne weg mehr in den Schatten zu treten.

„Ihr habt mich hintergangen, Sie und Clara. Warum hat sie mir nicht offen gestanden, daß sie die Treulosigkeit dieses schändlichen Blutsaugers —"

„O", brummte Schmettow und legte ihm die Hand auf den Mund, „pfeift der Vogel wieder diese Weise?"

„Euch allen zum Verderben wird er sie pfeifen. Die schöne Geschichte, die Sie erfunden haben, Herr von Schmettow —"

Ruprecht blinzelte ihn an.

„Was habe ich erfunden, Herr Fritz Wolfhart,

wenn wir in dem Ton reden wollen? Ihr Fräulein Schwester hat einen kurzen, guten, runden Entschluß gefaßt, einen amerikanischen; ich habe ihr meinen Beistand zur Ausführung angeboten. Abgemacht, das ist Alles! Daß sie Ihnen verschwieg, was Sie nicht zu wissen brauchten, war klug."

„Aber jetzt weiß ich es. Um Irenens willen —"

„Erste Regel des guten Tones, Jüngling: nie den Namen einer Dame zu nennen. Calculire mir das Ganze zusammen. Du hast oben Herrn Greif getroffen. Schlafe aus und nimm Dir an Deiner Schwester ein Beispiel. Weißt ja, ich habe eine Sympathie für Euch beide."

„Sie ist in Sicherheit? Es geht Clara gut?"

Nun verdrängte doch die geschwisterliche Neigung alle andern Gedanken.

Auf und nieder gehend berichtete Schmettow über die Reise und den jetzigen Aufenthalt Clara's. Im Bewußtsein einer uneigennützigen That kam er sich selber wie „um drei Zoll höher gewachsen" vor. Er konnte Fritz einen Brief der Schwester übergeben und von ihrer Fassung und Standhaftigkeit erzählen.

„Schlaf' auch Du Deinen Liebesrausch aus", setzte er hinzu, „dann wirst Du einsehen, welche fürchterliche Dummheit Du begangen hast, Dich in eine

Aristokratin zu verlieben. Ist eines Mannes der Zukunft ganz unwürdig. Zuerst wird Dir die Welt ganz katzenjämmerlich vorkommen; ist aber auch nach dem schönsten Opiumtraum nicht anders. Im Uebrigen kann es Dir für Dein ganzes Leben eine heilsame Lehre sein. Wer früh seine Erfahrungen mit den Frauen macht, hat Aussicht auf ein glückliches Alter."

Damit hatte er sich wieder dem Reinsberg'schen Hause zugewendet.

„Sie wollen hinauf . . ."

„Dem Grafen guten Abend zu sagen. Glauben sonst, ich projectirte schon wieder eine Fahrt über den Ocean. Ist mir aber noch zu früh."

„Aber haben Sie vergessen — Sie treffen ihn dort."

„Ihn? Herrn Bruno Greif? Brauche doch nicht vor einem alten Freunde die Flagge zu streichen?"

„Es wird Streit geben; er wird Sie fordern . . . Daß Sie ihn nicht anrühren! Dieser Mensch gehört mir."

„Nach Hause, mein Junge, Du bist im Fieber. Lies den Brief Clara's und — ja so, da fällt mir noch ein Zettel in die Finger. Von Deiner Schwester an Miß Wood. Willst Du ihn besorgen? Sie wird Dich ausfragen, wohin Clara gegangen. Laß Dich nicht übertölpeln."

„Von der!“

Fritz machte eine Bewegung der Geringschätzung.

„Hexe ist Hexe!“ entgegnete Ruprecht. „Die dort oben wie die jenseits des Thiergartens. Auf morgen denn! Und fort mit der Verzweiflungsrunzel! Sei ein ganzer Kerl, der dem widrigen Geschick ein Schnippchen schlägt. Oder heirathe Dein Gegenüber, die alte Wittwe.“

Fritz sah ihn durch das offene Gitterthor, an dem in der Mitte des Hofes errichteten steinernen Brunnengehäuse vorüber, die vier Stufen zu der Hauptthür des Hauses hinangehen und dann im Innern verschwinden. Rathlos stand er selbst noch unter der Laterne — er schlug sich vor den Kopf, als müsse ihm so ein Plan, ein Entschluß kommen und schritt zögernd, zuweilen hinter sich blickend, den Linden zu.

Oben im Salon war nach Fritz' Entfernung die Unterhaltung freier geworden; Irene und der Graf mochten das unerwünschte Zusammentreffen des jungen Arbeiters mit seinem ehemaligen Herrn in ihren Räumen als eine Veranlassung zu unholden Fragen und Erklärungen noch mehr fürchten als bedauern und gaben sich einer erhöhteren Lebendigkeit und Liebenswürdigkeit hin, um jeden unangenehmen Eindruck in Bruno's

Seele zu verwischen und keine Anspielung aufkommen zu lassen.

Es gelang ihnen um so leichter, da Bruno zu kalt und zu stolz war, der Anwesenheit Wolfhart's irgend eine Bedeutung beizulegen, und aus Gründen, von denen weder der Graf noch seine Tochter ihrerseits etwas ahnten, jede Erörterung gern vermied. Doch war er verstimmt; der Anblick des Bruders hatte ihm die Schwester zurückgerufen. Zwar schien es ihm, als läge zwischen dieser Stunde und der letzten, in der er Clara gesehen, eine unermeßliche Zeit, als wäre er seitdem um zehn Jahre älter, klüger und bitterer geworden und hätte nun erst das wahre Angesicht der Welt kennen gelernt. Dennoch war die Erinnerung an Clara einmal erweckt und er brauchte eine gewisse Frist, sie zu überwinden.

Die Verwandten hatten die Verlobten sich allein überlassen; der Graf hatte sich in sein Zimmer begeben, die Abendzeitungen zu lesen und an einem Commissionsbericht für das Herrenhaus zu arbeiten; Kurt, seine Gattin und die Mutter plauderten leise in der Kaminecke des saalartigen Raums von dem bevorstehenden Feste und von den Ueberraschungen, die sie den andern vorbereiteten; Bruno und Irene waren an dem kleinen Mosaiktische sitzen geblieben,

auf dem noch Fritz' Schachfiguren standen. Zuweilen drang von drüben her ein lauter gesprochenes Wort zu ihnen.

„Sie sprechen vom heiligen Abend", sagte Irene und fuhr mit anmuthiger Neckerei — sie war heute in der Gebelaune — fort: „Denken Sie denn auch daran, Bruno, mir etwas besonders Schönes aufzubauen?"

„Was wäre schön genug für Sie, wenn nicht ein Luft-, ein Feenschloß? Aber Feenschlösser pflegen über Nacht einzustürzen und am Morgen finden wir nicht einmal die Trümmer mehr."

„Soll mich das schon im voraus für eine schlimme Enttäuschung trösten?" lachte sie übermüthig. „Oho, mein Herr, so entkommen Sie mir nicht! Sie müssen sich Mühe geben und Ihre Phantasie für mich anstrengen. Die Armen sind besser daran als die Reichen; sie müssen, um ihre kleinen Gaben herauszuputzen, etwas von ihrem Geiste, ihrem Geschmack und Gemüth hinzuthun; wir kaufen das Theuerste und lassen den Preiscourant für uns sprechen. Das ist häßlich. Ist ein Strauß von Wiesenblumen, den eine geliebte Hand gepflückt und gebunden hat, nicht schöner und werthvoller als das kostbarste Bouquet?"

„Die Rückkehr zur Natur? Und die wollte Gräfin Irene wagen?“

„Fürchteten Sie sich davor? Fliegen wir nicht alle einmal mit Wachsflügeln zur Sonne empor? Und da der Flug nicht glückt, versuchen es die Gestürzten mit der Bescheidenheit und begnügen sich, auf der Erde fortzukommen. Auf die Dauer können die Sterblichen nicht den Aether des Ideals einathmen. Sie sind immer thätig gewesen, in Dampf und Rauch groß geworden, Bruno, Sie können mir nicht nachempfinden, wie ich mich aus dem nichtigen Traumleben eines vornehmen Mädchens heraussehne. Manchmal beneide ich Kurt's Frau, die hat doch wenigstens ihren Hühnerhof zu verwalten. Ich helfe Ihnen am Ende noch eine neue Maschine erfinden.“

Gleichviel, ob es Wahrheit oder nur die Laune des wunderlichen Mädchens war, das stets den Sprung von einem Aeußersten zum entgegengesetzten Ende geliebt hatte, was sie sagte, schien doch den Wunsch auszudrücken, ihm zu gefallen und ihre Verbindung zu beschleunigen.

„Um aber die Maschine mit mir erfinden zu können“, entgegnete Bruno, „müßte der schöne erfinderische Kopf doch erst mir gehören. Sonst würde

ich mich hüten, ihm meine Gedanken und Geheimnisse mitzutheilen."

„Sehe ich wie eine Verrätherin aus? Uebrigens würde ich Ihre technischen Bezeichnungen gar nicht verstehen. Ja, wenn ich wie Miß Wood jahrelang im gelben Hause gelebt hätte!"

„Miß Wood? fragte er zurück.

Was war das? Sollte sie eifersüchtig sein?

„Diese Dame hat sich wohl nie um Maschinen und um die Dinge dieser Welt gekümmert."

„Und doch sagt man ihr nach, daß sie die Egeria in Ihrem — in Ihres Vaters Hause gewesen und sich ein Vermögen dabei erworben habe", unterbrach sie ihn und sah ihn scharf an.

Bei der Erwähnung seines Vaters hatte sich Bruno verfärbt; er fand nicht gleich eine gelassene Antwort.

„Man muß Miß Wood bei Ihnen verleumdet haben. Als treue Pflegerin meiner Schwester galt sie bei meinem Vater viel; das haben ihr die andern nicht verziehen. Sie ist ein überspanntes Mädchen, dem seine Eigenthümlichkeit, wohl auch seine fremdändischen, englischen Gewohnheiten den Anschein einer übertriebenen und darum erheuchelten Frömmigkeit geben."

„Sie vertheidigen Sie sehr warm", schmollte Irene.

„Halten Sie eine aufrichtige Schwärmerei, eine heilige Verzückung in unserer Zeit, bei unserer Bildung überhaupt noch für möglich?"

„Warum nicht? Bei Frauen vorzüglich, die eine Neigung zur Träumerei haben, bei denen die Liebe zu Gott, wenn wir auf den Grund sehen könnten, vielleicht in einer unglücklichen Liebe, in einem an Enttäuschungen reichen Leben wurzelt. Ich weiß nicht, welche dieser Ursachen oder ob keine von ihnen bei Miß Wood zutrifft. Aber diejenigen, die zu Ihnen von dieser Dame gesprochen haben —"

„Es ist gelegentlich von ihr die Rede gewesen. Sie interessirt sich für einen jungen Prediger, der als Missionär nach dem Caplande gehen will — er ist auf einem Gute meines Vaters geboren und die Mutter hat sich seiner von Jugend auf angenommen", sagte Irene mit zerstreutem Blick dazwischen. „Sie nehmen meine Neugier zu tragisch, Bruno."

„Weil ich immer mit Miß Wood in unfreundlichen Beziehungen gelebt habe, bin ich verpflichtet, sie zu vertheidigen, wo sie das Gerücht ungerecht anklagt."

„Das ist ritterlich — und dennoch!"

Sie drohte ihm schalkhaft mit dem Finger.

„Ich wünschte doch, Miß Wood wohnte etwas weiter entfernt von dem gelben Hause."

„Wenn Sie erst als Herrin darin einzuziehen geruhten —"

„Haben Sie nicht darüber zu bestimmen?" entgegnete sie leise.

„Ist dies — soll die Ankündigung unserer Verlobung mein Weihnachtsgeschenk sein?"

„Für den bewußten Phantasiestrauß", flüsterte sie und gab ihm die Hand, die er zärtlich an die Lippen zog, „als Gegengabe — ja."

Bruno erhob sich mit dem Gefühl des Siegers.

Er hatte in seiner mißtrauischen Art immer noch einen Widerstand ihrerseits gegen die beabsichtigte Verbindung gefürchtet. Nun war sie seiner Bitte beinahe zuvorgekommen. Welche Gründe sie bestimmt haben mochten, seinen Antrag endgültig anzunehmen — er hatte die schönste Frau gewonnen und mit ihr seinem Ehrgeiz eine neue Bahn geöffnet.

In diesem Augenblick trat der Graf aus seinem Arbeitszimmer, ein Zeitungsblatt in der Hand, mit allen Zeichen einer tiefen Bewegung, und zugleich meldete der Diener den Baron von Schmettow.

Indessen achtete Niemand besonders auf diese Meldung, alle erwarteten die Mittheilung des Grafen.

„Die Fürstin Hochberg ist gestorben, gestern früh,

nach langen und großen Schmerzen; bei einem Spazierritt ist sie verunglückt", sagte Reinsberg, scheinbar zu allen, aber im Grunde waren seine Worte einzig nur an seine Tochter gerichtet, wie seine Augen nur auf ihr ruhten.

Auf einen Moment ging eine Verwandlung in Irenens Zügen vor sich; der schmachtende, ein wenig gelangweilte Ausdruck, den sie bisher gehabt, ward wie von dem Schimmer einer großen Hoffnung verklärt, als sähe sie ein Herrliches greifbar vor sich. Unwillkürlich hatten sich ihre Lippen zu dem Ausruf eines zwischen Erschrecken und Freude schwankenden Wortes geöffnet, als der Graf in seiner bedächtigeren Klugheit ihr jede Aeußerung abschnitt.

„Die Fürstin Hochberg", hatte er sich zu Bruno gewendet, „war wie der Fürst uns innig befreundet; vor ihrer Verheirathung ist sie die Zierde unseres kleinen Kreises gewesen . . ."

„Die arme Fürstin!" sagte mit seiner lauten Stimme Schmettow, der darüber eingetreten war. „So jung zu sterben! Hatte das Glück — grausames, entsetzliches Glück, ihr Pferd zum Stehen zu bringen . . ."

„Sie, Herr von Schmettow?" fragte vor den andern zuerst Bruno mit einer so spöttischen Be-

tonung und einer so herausfordernden Wendung, daß der Zorn und die Eifersucht, die er gegen diesen Mann hegte, sich auch den andern verrathen haben müßten, wenn sie darauf geachtet hätten.

„Ja, ich, Herr Greif. Und auf die natürlichste Weise von der Welt. Aber ich muß die Herrschaften zuerst vielfach um Verzeihung bitten; ich hatte nur mit dem Herrn Grafen ein paar Worte zu wechseln; man hat mich hierher gewiesen und ich störe . . . Noch ganz Hinterwäldlerart . . .“

„Sie werden uns doch erzählen, Herr von Schmettow“, unterbrach ihn der Graf, „die telegraphische Depesche der Zeitung ist so abgerissen . . .“

„In zwölf Worten bin ich zu Ende“, antwortete Schmettow. „Ich war in weihnachtlicher Stimmung — denken die Damen nur, habe neun Jahre keinen deutschen Weihnachtsbaum gesehen! — und wollte mir ein recht sonderbares Geschenk machen. Reiste also vor vier Tagen zu meiner Schwester hinüber an den herzoglichen Hof. Der Fürst Hochberg mit seiner jungen Frau lebt seit dem Sommer auf einem Schloß in der Nähe der Stadt, in enger Freundschaft mit dem herzoglichen Paar. Vorgestern unternahmen die Herrschaften einen Morgenspazierritt durch den Wald, der sich unmittelbar an den Park anschließt. War

schönes Wetter, stille Luft, winterlicher Sonnenschein; ich schlenderte die breite, durch das Holz gelichtete Straße müßig hin — zu Fuß, meine Damen, ich bin kein reicher Onkel aus Amerika. Der Weg steigt hier plötzlich ziemlich steil hinan und von der Höhe kam die fröhliche Gesellschaft heruntergesprengt. Zu übermüthig; die Fürstin verlor die Gewalt über ihr Pferd, in wildem Galopp schoß es daher. Die andern schreien und treiben ihre Pferde an; das mag das eigensinnige wilde Thier noch unruhiger gemacht haben, es bäumt sich, es schleudert die Unglückliche aus dem Sattel, ihr langes Kleid bleibt an einem Knopf hängen, sie wird ein paar Sekunden von dem tollen Pferde mit sich geschleppt über Stock und Stein, die hartgefrorene Erde. Als ich hinzusprang und das Pferd faßte, war das Unheil schon geschehen und sie lebensgefährlich verletzt."

Es war erklärlich — und Bruno konnte nichts daran auszusetzen finden — daß die fernere Unterhaltung sich beinahe ausschließlich dieser Geschichte und den von ihr betroffenen Personen zuwendete.

Der Fürst war ein hoher Vierziger, seine Gemahlin eine sehr jugendliche Dame gewesen, die nun nach kurzer Ehe kinderlos gestorben. Man besprach die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer neuen

Heirath des Fürsten, schon um die großen Güter des Hauses nicht in die Hände einer Seitenlinie fallen zu lassen, mit der er in Unfrieden lebte. In einem Kreise, in dem er viel verkehrt hatte, boten sich solche Erwägungen gleichsam von selbst dar, aber Bruno verstimmten sie. Aus der Hauptrolle, die er bisher gespielt, sah er sich durch einen Abwesenden in die zweite Stelle gedrängt; unbekannt mit den Verhältnissen, der Persönlichkeit und dem Charakter des Fürsten, konnte er nicht einmal an dem Gespräch einen regeren Antheil nehmen. An eine Fortsetzung seiner Unterredung mit Irenen, die unter dem Spiel der Anmuth und des Witzes doch so viel des Bedeutungsvollen für ihn enthalten, war nicht zu denken; er stand auf, um Abschied zu nehmen.

„Und morgen, Bruno?“ fragte Irene leise.

„Ich bringe Ihnen den Strauß — und dann —“

Sie blickte seitwärts.

„In fünf Tagen, unter dem Weihnachtsbaum“, flüsterte sie, aber der Ton ihrer Stimme wie das Lächeln ihres Mundes waren zweideutig.

Wenn der Verlobte ging, konnte der Fremde nicht bleiben; Schmettow empfahl sich zugleich mit Bruno.

Als sie über den Hof schritten, richtete Bruno, stehen bleibend, das Wort an ihn.

„Sie haben mir einen schlechten Dienst erwiesen, Herr von Schmettow, mit Ihrer Neuigkeit, die obendrein nach Californien und amerikanischer Sensation schmeckt."

„Meinen den Sturz und den Tod der Fürstin? Etwas illustrirt, gebe es gern zu. Ein Fact an sich ist so nüchtern. Ich hatte aber mit dem Grafen nöthig zu reden; sein Advocat hat uns da ein endgültiges Instrument über den Verkauf der Kohlengruben mit allerlei Clauseln zugesendet, die mir nicht gefallen. Sprach vor zwei Stunden mit Ihrem Rechtsbeistand darüber und ging flugs hierher. Werde Ihnen morgen den Contract vorlegen. In Geschäften bin ich pünktlich und gewissenhaft. Und was meine Neuigkeit betraf, der Graf hatte sie ja schon aus der Zeitung vorgelesen. Will Ihnen aber eins sagen, Herr Greif, halten Sie fest, sonst entschlüpft Ihnen die Braut."

„Sie sind —"

„Ohne Eifer. Der Fürst hat vor zwei Jahren um die junge Gräfin geworben. Warum nichts aus der Sache geworden, weiß ich nicht. Jetzt hat sich der Wind gedreht — alte Liebe und so weiter. Seien Sie kein großmüthiger Plebejer; zwingen Sie Vater und Tochter zu einer öffentlichen Erklärung. Noch können Sie dem Alten, wie es drüben im Westen heißt, die Augen mit dem Daumen ausdrücken. Ist

die Gräfin erst Ihre Frau — bah, sind ein schmucker Mann und brauchen hunderttausend Thaler nicht zu achten. Damit kirrt man jeden Vogel und jedes Weib."

„Ich werd's", sagte Bruno scharf und kühl.

Schmettow stutzte; er hatte einen solchen Ton von Bruno noch nicht gehört und solch Gesicht noch nicht an ihm gesehen.

Darüber war Bruno's Wagen herangefahren.

„Noch eine Frage, Herr von Schmettow: Sie waren bei Ihrer Schwester?"

„Bei meiner Schwester und Herrn von Hellburg, der Ihnen grollt, weil Sie ihm so lange nicht geschrieben haben. Ist übrigens fleißig bei Ihren Landschaften —"

„Schon gut. Und Fräulein Wolfhart?"

„Fräulein Wolfhart habe ich am vierzehnten December des Abends nach acht Uhr pünktlich bei ihrem Bruder abgeliefert — rein, weiß und heil, wie damals der Schnee war. Fragen Sie Miß Wood; die beiden Mädchen waren in Streit gerathen . . ."

„Und Sie wissen nichts Weiteres von ihr?"

„Wie sollt' ich! Haha — Sie glauben doch nicht gar, daß ich sie an den herzoglichen Hof mitgenommen habe? Als Theaterschneiderin etwa? Uebrigens

in Dingen, welche Ladies angehen, bleibt jeder Gentleman am besten für sich allein."

„Guten Abend, Herr von Schmettow — ich erwarte Sie morgen vor der Börsenstunde in meinem Comptoir."

Das Rollen des fortfahrenden Wagens scholl bis zu dem Ohr Irenens hinauf; wenigstens hatte sie bis dahin unverwandt am Fenster gestanden, in die Dunkelheit hinausträumend, und kehrte sich erst, als das Geräusch der Räder dumpf verklang, wieder nach den andern um. Der Vater war dicht an sie herangetreten.

„Was wirst Du thun, Irene?"

„Das Schickliche; ich werde dem Fürsten mein Beileid ausdrücken."

„Und Du hast noch eine Hoffnung?"

Sie blickte ihn groß an, als ob sie fragen wollte: „Bin ich häßlicher geworden?"

Der Blick erschreckte ihn.

„Nichts Voreiliges, Irene — ich bin noch nicht im Hafen."

„Sei unbesorgt, ich werde nicht so schlecht spielen, um eines Morgens von beiden verlassen dazustehen. Ich sinne nach, welches Lied die Sirenen sangen."

Das Letzte hatte sie laut gesagt und lachte und schüttelte die Locken.

Bruno hatte dem Kutscher den Auftrag gegeben, nach dem gelben Hause zu fahren. Es war in der neunten Stunde des Abends, die Diener hatten den Herrn nicht mehr erwartet. Er verlangte auch nur nach dem Gärtner, ging mit ihm nach dem Treibhause, suchte unter den Blumen aus, was ihm zu einem Strauß für Irene am nächsten Morgen passend schien, und trat in sein Zimmer, um eine kurze Frist auszuruhen.

Schmettow's Warnung, die Beute festzuhalten, wollte ihm nicht aus dem Sinn. Unmöglich war es nicht, daß der Tod der Fürstin ehrgeizige Hoffnungen in Irenen von neuem erweckte. Wenn der Graf und seine Tochter in der That nur darum nach ihm gegriffen, weil kein Besserer da war, und ihn fallen ließen, sobald sich ein vornehmerer Bewerber zeigte? Dieser Gedanke war für ihn quälend und beschämend, als hätte er einen Schlag ins Gesicht erhalten. Das ganze Gespräch, das er mit Irenen geführt, wurde ihm wieder lebendiger; er erinnerte sich jeder Einzelnheit, jeder Wendung. Egeria hatte sie Miß Wood genannt. Waren doch mehr als bloße Gerüchte über das Verhältniß seines Vaters zu Ellen jenseits des

gelben Hauses und seiner Gartenmauer laut geworden? Unbedachter Thor — er schlug sich vor die Stirn. Er hatte das rothe Buch nicht mit sich nach seiner Stadtwohnung genommen. Wie leicht hätte man während seiner Abwesenheit den Schrank öffnen und sich des Buches bemächtigen können! Es dünkte ihn plötzlich ein Schatz, der einen großen Werth und eine noch größere Anziehungskraft für alle besitzen müßte, und er steckte es zu sich, als ob es auf seiner Brust am sichersten geborgen wäre. In der Stimmung, in der sich der Graf und seine Tochter befanden, durften sie nicht erfahren, daß er der Sohn eines Selbstmörders sei. Das könnte ihnen einen Vorwand zum Bruch geben, flüsterte ihm das Mißtrauen zu.

Und woher stammte die Abneigung Irenens gegen Miß Wood? Entsprang sie aus einer Laune weiblicher Eifersucht oder aus tieferen Gründen? Welche Bewandtniß hatte es mit jenem Candidaten? Welche — aber die Antwort auf alle diese Fragen hatte er ja vor der Thür, er brauchte nur zu Ellen zu gehen. Wie das Schicksal sie beide einmal zueinander gestellt hatte, konnten zwischen ihnen die bänglichen Rücksichten, die gesellschaftlichen Formen der Alltagswelt keine Schranke mehr aufrichten.

Er befahl, daß der Wagen ihn auf der Charlot-

tenburger Fahrstraße, wo der Weg vom Dorfe Lützow darin mündet, erwarten sollte, und machte sich auf den Weg nach dem Hause mit den grünen Jalousien.

Von der Seite des Flusses, der trotz des eingetretenen Thauwetters noch schwer mit Eisschollen bedeckt ging, kam er daher. Eben setzte die Uhr der Kirche an, die neunte Stunde zu schlagen. Ueberall lag noch Schnee, aber statt in blendendem Weiß zu schimmern, hatte er eine schmuzige graue Farbe angenommen. Die Wasserpfützen, die sich hier und dort gebildet, waren von der kälteren Luft des Abends, unter einem scharfen Nordostwinde, getrocknet und leicht überfroren. Unter den Tritten des schnell einherschreitenden Mannes brach knisternd ihre leichte Eisdecke. Der Himmel war trübe, weithin von durcheinanderjagenden Wolken, die nur selten einem funkelnden Stern aus ihrer Umhüllung hervorzulauschen erlaubten, umzogen.

Wenige Schritte war Bruno noch von Ellen's Hause entfernt, als ein Mann aus der Thür trat.

Es war Fritz, der in seinem Unmuth es vorgezogen hatte, Clara's Brief noch heute Miß Wood zu übergeben und so durch einen tüchtigen Marsch sein Blut zu beruhigen, anstatt in seiner einsamen Stube sich seinen Grillen zu überlassen.

Bei dem Nahen eines Andern blieb er an dem Staketzaun des Vorgärtchens stehen. Um diese Stunde, in dem wie ausgestorben daliegenden Dörfchen, in dem nicht einmal fernes Hundegebell oder der Hufschlag eines Pferdes erklang, Jemand zu begegnen, war eine ungewöhnliche Thatsache.

So prallten die beiden jungen Männer aufeinander.

„Fritz!“

„Herr Greif!“

Fritz stand auf dem schmalen Pfade, der zwischen den beiden Gärtchen zur Thür des Hauses führte; um vorwärts zu kommen, hätte ihn Bruno fortstoßen müssen. Empfanden beide das Verhängnißvolle dieses Zusammentreffens, das Keiner von ihnen gewollt oder gesucht hatte? Die Augen des jungen Wolfhart funkelten; straffer richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf.

„Geben Sie Raum, mein Herr“, sagte Bruno mühsam mit zornbebender Stimme, „ich will ins Haus.“

So viel des Widrigen und Aufregenden hatte sich an diesem Abend gegen ihn vereinigt, daß er seine Kälte jetzt bei Fritz' Anblick verlor. Auch ihm schoß das Blut in das Gesicht.

„Sie werden mir erst Antwort auf ein paar Fragen ertheilen müssen, ehe ich weiche“, erwiderte Fritz und verschränkte die Arme.

Ein Stoß, ein Schlag, ein Kampf war unvermeidlich. Ueber ihnen schien ein Fenster leise zu zittern, als ob man es geräuschlos zu öffnen versuche.

Dieser Ton gab Bruno für einen Augenblick seine Gemessenheit wieder. Während Ellen vielleicht hinter den Jalousien lauschte, mit seinem ehemaligen Arbeiter aneinander zu gerathen . . .

„Sie sollten eine bessere Zeit zu Ihren Fragen wählen und einen andern Ort", sagte er halblaut.

„Auch gut, gehen wir die Straße entlang."

Es gab kein Mittel, ohne Streit dem Drängen des Jünglings auszuweichen — die letzte Möglichkeit, durch unerschütterliche Ruhe Lärm und Aufsehen zu vermeiden.

Wahnsinnige und wilde Thiere bändigt der Mensch durch einen festen und ruhigen Blick; Bruno hoffte auch Fritz dadurch zu überwinden, wenigstens den Ausbruch seiner Wuth zu mäßigen.

Schweigend, dicht nebeneinander, als besorgten sie, der eine oder der andere möchte einen Fluchtversuch machen, entfernten sie sich von dem Hause, nach dem Flusse zu. An den Kastanienbäumen hemmte Bruno seine Schritte.

„Ich bin Ihnen lange genug gefolgt, Fritz

Wolfhart, nicht wegen Ihrer Drohungen, sondern eingedenk unserer Knabenfreundschaft. Reden Sie!"

„So hochmüthig? Sie haben meine arme Schwester verführt, verlassen —"

„Hat sie Ihnen etwa das Rächeramt übertragen?"

„Ich stehe für mich allein. Wie wagen Sie es nur, mit dieser Schuld auf dem Gewissen sich in die Nähe der Gräfin Reinsberg —"

„Sind Sietoll?" unterbrach ihn Bruno. „Besinnen Sie sich, Fritz Wolfhart, wer Sie sind und von wem Sie reden!"

„Ich bin immer noch mehr als ein reicher Nichtsthuer, ich bin ein freier Mann! Werden Sie mir Genugthuung geben, Bruno Greif?"

Und er packte Bruno's Arm.

„Zurück!" wehrte ihn dieser ab. „Entweder muß ich Sie für einen Betrunkenen halten oder für einen —"

„Nichtswürdiger, Du willst nicht büßen?" schrie Fritz und stieß mit dem rasch aus der Tasche gerissenen Messer nach der Brust Bruno's.

Von dem rothen Buch, das Bruno in der Tasche des zugeknöpften Rockes trug, glitt der Stoß ab. Ein Ringen begann; vergebens suchte Bruno dem Wüthenden das Messer zu entreißen. Schon hatte er einen Stich in den linken Arm und eine Schramme auf der

Stirn. Nun raubte auch ihm der Grimm den Rest von Kaltblütigkeit, den er noch bewahrt. Hier galt es, das eigene Leben zu vertheidigen. Er war stärker und größer als sein Angreifer und drängte ihn, ohne es selbst zu merken, mehr und mehr an den Rand der Uferböschung.

Noch einmal gelang es Fritz, seinen Arm zu erheben, dann hatte ihn Bruno zu Boden geworfen — den Abhang hinab rollte der Unglückselige, überschlug sich, stürzte in den Fluß und verschwand unter den Eisschollen.

„Fritz!" schrie Bruno auf.

Das Haar sträubte sich ihm vor Entsetzen. Sein Gesicht war mit Blut bedeckt — er griff mit der Hand nach der Stirn, nach dem Halse, wohin Fritz zuletzt gestoßen, und zog sie blutig zurück.

Alles trüb, unheimlich, nichts deutlich zu erkennen — Himmel, Erde und Wasser . . . Nur ein häßlicher, gurgelnder Ton, als ob die Flut etwas hinuntergeschlungen hätte, zuweilen ein Knistern und Knacken im Eise . . .

„Fritz!" wiederholte Bruno, aber leiser, furchtsamer, stöhnender als das erste Mal.

Sollte er hinuntereilen, um den Verunglückten zu

retten, wenn es noch möglich war? Seine Diener aus dem Hause herbeirufen?

Indem war es ihm, als tauche aus dem Wasser eine Hand, ein Kopf empor — das Haupt eines Todten, eines Gemordeten.

Er wendete zitternd sein Antlitz ab und sah hinter sich.

Hinter ihm stand eine weiße Gestalt — die Verhüllung, die sie um das Haupt getragen, hatte der Wind und der eilige Lauf herabgerissen; sie stand unbeweglich wie ein Steinbild und zugleich wie ein Bote Gottes, der mit einem Gesicht voll Schrecken und Erbarmen auf die Missethaten der Menschen schaut.

„Ellen!“ rief Bruno und stürzte, von unbeschreiblichen widerstreitenden Gefühlen zerrissen, vom Kampf und Blutverlust erschöpft, zusammen.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

0